No. 39. Jahrgang IV. | Berlin, 27. September 1895.

Allgemeine Israelitische Wochenschrift

Jeschurun.

Herausgeber: A. Levin, Berlin. | Bezugspreis: vierteljährl. 2 Mk.

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2,50. Zu beziehen durch die Post, unsere Expeditionen und den Buchhandel

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21. Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Annoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

Inhalt:

Unsere Kultur.

Von Dr. S. Bernfeld.

I.

Ich habe mich einst mit statistischen Studien beschäftigt und wollte nun diese meine Studien auf ein mir naheliegendes Gebiet ausdehnen; ich wollte statistisch feststellen: was lesen heutzutage unsere Glaubensgenossen in Berlin? Zu diesem Zwecke habe ich Fragebogen an viele Juden versandt des Inhalts: Was lesen Sie? oder vielmehr: Was wird in Ihrer Familie gelesen? Mit der größten Liebenswürdigkeit wurden jene Fragebogen, mit der passenden Antwort versehen, an mich zurückgeschickt, und ich konnte nun so mein statistisches Material verwerten. Da ich nichts für mich behalten will, so sollen die Leser dieser Zeitschrift das Resultat erfahren:

Die ältere Generation war auf Spielhagen und Louise Mühlbach eingeschworen; auch Felix Dahn und Gustav Freytag fehlten nicht. Aber das waren alte Marotten von Leuten, die in der Zeit zurückgeblieben sind. In modernen Kreisen verehrt man neue Götter, vor allem Zola. Ich konnte konstatieren, daß in der Familie keine strenge Geisteseinheit herrschte; die junge Tochter, welche in der Familie den Ton für Bildung und Litteratur angiebt, liest, wie gesagt, Zola, ob im französischen Original, oder in einer schlechten deutschen Uebersetzung, weiß ich nicht; die Mama schwört auf Wildenbruch — das hat nämlich seinen Nebenzweck, indem auf den Kommerzienrats oder auf den Hoflieferantentitel spekuliert wird; der Papa liest ausschließlich den — Kurszettel; und last not least der „junge Herr" — liebenswürdige Briefe von sehr liebenswürdigen Damen. Der geehrte Leser wird wohl merken, daß mein Material aus dem Tiergartenviertel stammt — — —

Doch ich will nicht renommieren; ich habe keine Fragebogen verschickt, weil ich keine Beziehungen zu dem Tiergartenviertel habe. Sollte mir jemand doch dort begegnet sein, so diene ihm zur Aufklärung, daß es sich um den Besuch eines Kollegen handelt, der bescheidentlich in dem „Hinterhause" wohnt; mit dem „Vorderhause" — um bei dieser weisen Einteilung Sudermann's zu bleiben — habe ich nichts zu thun. Im übrigen bin ich gewitzigt genug, um zu wissen, wie derartige „Taktlosigkeiten" aufgenommen würden, und wie wenig Recht mir zusteht, mich um das geistige Leben meiner reichen Glaubensgenossen zu kümmern. Vor etwa zehn Jahren habe ich mal einen solchen „unzeitgemäßen" Versuch gemacht; das Resultat war in keinem Falle ermunternd, und ich ließ es seitdem sein. Auch dies sollen die Leser erfahren, und diesmal handelt es sich um eine wahre Begebenheit und um keine Renommage.

Ich muß vor allem verraten, daß ich damals bei weitem jünger war, als heute; ich trug mich noch mit einem Ballast von dummen Idealen herum, die in der leichtsinnigen Jugend wohl verzeihlich sind, welche aber rechtzeitig mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müssen, wenn man nicht Schaden an Leib und Seele nehmen will. Eine reiche Dame, natürlich auch schön und gebildet, pflegte mich aus Neugierde hin und wieder zu empfangen — ja, ja, leibhaftig und im Salon und durch den Aufgang auf der Haupttreppe — „Aufgang nur für Herrschaften!" — und mit mir, wenn nichts beff'res vorlag, auch zu plaudern. Worüber? Nun ja, wenn die Erörterungen über die Toiletten und die zu besuchenden Bälle erledigt waren, wurde ich empfangen und wir sprachen — über Litteratur. Eines Tages, ich hatte gerade die Gedichte Jehudah ha-Levi's im Original gelesen und mich an deren unvergänglicher Schönheit berauscht, hatte ich den allerdings originellen Gedanken, mit der Dame über unser goldenes Zeitalter zu sprechen, das Zeitalter der beiden Ibn-Esra, Moses und Abraham, und des Jehudah ha-Levi, den meine Dame schon aus Heine kannte, wie dieser den großen Dichter ebenfalls erst aus zweiter Quelle gekannt hat. Und ich meine nun in meiner jugendlichen Naivität, es könnte sehr schön werden, wenn Israels Söhne und Töchter Zola und Spielhagen mitsamt Felix Dahn und dem weiblichen Felix Dahn, d. h. Louise Mühlbach, anderen Leuten überlassen sollten und sich mit mehr Interesse unseren großen Schriftstellern und Dichtern widmeten; ich meinte ferner, daß wenn ein anderer Volksstamm solche Poesien und eine solche Litteratur hätte, all dies gesammelt wäre und in unzähligen Ausgaben seine Verbreitung im Volke gefunden hätte, während wir es noch immer nicht zu einer Klassiker-Ausgabe unserer unvergänglichen Dichter gebracht haben. Ich ging sogar so weit, zu behaupten, Israels Söhne und Töchter thäten besser daran, weniger Bälle zu besuchen und weniger dort zu glänzen, wo man sie am allerwenigsten gerne sieht, dafür aber mehr Selbst-

achtung zu besitzen und Zwecke zu fördern, die dem Judentum zum Ruhm und zur Ehre gereichen würden. Ich sprach, wenn ich mich recht erinnere, den Gedanken aus, daß nur unsere ruhmreiche Kultur uns die Daseinsberechtigung verleiht, nicht aber die schönen Toiletten der schönen Damen, daß ein Zigeuner selbst in Frack und weißer Binde ein Zigeuner bleibt. Solches und Aehnliches sprach ich in meiner, durch die Jugend verzeihlichen Begeisterung, während die Dame mir mit offenem Munde, vor Erstaunen sprachlos, zuhörte. Es verursachte mir große Freude, den Eindruck zu sehen, den ich auf die Dame machte, und ich träumte von einer neuen Mission, von einer Art „inneren Mission", die uns Juden sehr Not thut, um die welken Blätter an unserem Baume wieder zu erfrischen. Beim Abschied begleitete mich die Dame ernst und nachdenklich bis an die Thüre und ich war über den erzielten Erfolg nicht wenig stolz.

Aber, o des Jammers! Meine Freude sollte nicht lange dauern. Wenige Tage darauf sprach mich ein Freund, der ebenfalls jene Familie zu besuchen pflegte, und der erzählte mir, vor wenigen Tagen hätte die Hausherrin sehr mitleidsvoll über mich gesprochen; ich sei sonst ein ganzer „netter" Mensch, aber es wäre mir ein Unglück widerfahren, vor lauter Grübeln sei ich übergeschnappt.

Seitdem ließ ich meine schönen Träume und meine gut gemeinten Ideale. Ich behalte Jehudah ha-Levi für mich und überlasse meinen schönen Stammesgenossinnen Zola und Felix Dahn und Louise Mühlbach.

Aber es sind dies Kinderkrankheiten, die man nie los wird. Manches Mal beschleicht mich ein namenloses Weh über all die Herrlichkeiten, welche Israel einst in gottbegnadeter Zeit aufgehäuft hat und die nun darniederliegen, von keinem Menschen verlangt und von niemandem genossen. Dabei waren es keine sorglosen Zeiten, wie jetzt, wo Israel, trotz aller Anfeindungen, an Leben und Gut geschützt ist; jene herrlichen Geistesprodukte sind zu einer Zeit entstanden, in der die Welt der Juden voller Unruhe und Gefahr war. Abraham Ibn-Esra verließ seine Heimat, das teure Spanien, welches er mit allen Fasern seines Daseins liebte, weil die wilden, fanatischen Almohaden unzählige jüdische Gemeinden mit Feuer und Schwert vertilgt hatten. Arm und mit gebrochenem Herzen — seinen einzigen Sohn sah er zum Islam übergehen — führte er ein Wanderleben, überall, wie er sich ausdrückt, „Briefe schreibend und Poesien dichtend". Man denke sich heutzutage einen solchen jüdischen „armen Gelehrten"; er würde in keinem jüdischen reichen Hause auch vorgelassen: alle Diener sind ja darauf dressiert, „Schnorrern" den Eintritt zu verwehren. Zu Ehren unserer Altvordern sei es gesagt, daß Abraham Ibn-Esra, dieser Sonderling, der nicht einmal orthodox war, wie der unjüdische antipathische Ausdruck heutzutage lautet, sondern sehr ketzerische Ansichten äußerte, daß dieser Dichter, Exeget und Philosoph überall eine glänzende Aufnahme fand. Rabbi Jakob, genannt „Tam", Enkelsohn des großen Raschi, der in Paris mindestens das Ansehen eines orthodoxen Rabbiners genoß, oder ohne Satire — unsere modernen Juden würden keine Satire verstehen — gesagt, die größte damalige Autorität der deutsch-französischen Juden war, empfing unsern modernen Gelehrten oder „Schnorrer", wie man jetzt sagen würde, mit der größten Auszeichnung und strengte sich sogar an, zu Ehren des Gastes ein Gedichtchen zu verfassen, was dieser sehr kritisch zerfaserte. In seiner Bescheidenheit entschuldigte sich der große rabbinische Gelehrte und legte sich dem berühmten Dichter zu Füßen. In Beziers wurde Abraham Ibn-Esra mit solcher Feierlichkeit empfangen, daß noch spätere Generationen davon zu erzählen wußten. Jedajah, der Dichter aus späterer Zeit aus jener Stadt, erzählte das mit Stolz, ein Stolz, der jedenfalls berechtigter und schöner ist als der, den unlängst ein reicher Jude in Wien erlebte. Dieser nämlich machte im Kaféhause die Bekanntschaft eines vornehmen Griechen — man denke: eines „Griechen" und „vornehm" —; lud ihn in sein Haus, sah mit Freude, daß sich seine schöne Tochter in den Gast verliebte und war geneigt, diesen zum Schwiegersohn zu erwählen, auch unter der Bedingung, daß sich die Braut taufe. Aber, o weh! der vornehme Grieche entpuppte sich in der Folge als der Chef einer Einbrecherbande . . .

Dies ist der große „Judenschmerz", wie Heine sagt, der unsereinen nicht losläßt, und wenn man sich tausendmal verschwört, nichts zu reden, da man die Sache doch nicht besser machen könne, so giebt es Momente, in denen einen die schöne Vorsicht verläßt und eine Art Heimweh beschleicht. In solcher Bestimmung will ich die folgenden Betrachtungen schreiben, aber ohne jede Beimischung von Satire, denn schließlich sind es ja meine eigenen Stammes- und Glaubensgenossen, deren Thorheiten zu verspotten mir den größten Schmerz verursacht.

Unesanne tokef.

Von Dr. J. Niemirower.

Nach einem Soharausspruch sind auch die Thorarollen vom Glücke abhängig; die einen werden oft benutzt und fleißig gelesen, die anderen hingegen selten gebraucht, kaum beachtet. Auch die Feste — kann man bei oberflächlicher Betrachtung sagen — unterliegen dem, was man Glück nennt. Während leider die meisten Feste des Judentums in der Jetztzeit nicht allgemein begangen werden, üben Rosch haschana und Jom Kippur fast auf alle unsere Glaubensgenossen einen mächtigen Zauber aus. Worin liegt die unwiderstehliche Macht dieser heiligen Tage? In ihrer Idealität, die ohne jede Beimischung nationaler und geschichtlicher Elemente an die rein religiöse Idee anknüpft? oder, im Gegenteil, in den selbstischen Befürchtungen und Hoffnungen, die mit dem Begriffe dieser Festtage als Tage des Gerichts verbunden sind? Worin besteht die Stärke der Tischrifesttage, in dem, was sie dem einzelnen, für sich ein Ganzes bildenden Individuum bieten, oder in dem, was sie der Gesamtheit Israels künden? Man geht wohl nicht fehl, wenn man die Bedeutung dieser „erhabenen und furchtbaren" Tage in der Vereinigung der verschiedenartigsten Elemente sucht, in der Mischung höchster Idealität mit Erwartungen und Besorgnissen irdischer Art, in dem Umstande, daß sie sowohl dem Geiste als auch den niedern Herzensaffekten Nahrung bieten. Der Umstand verleiht auch dem Nesanne tokef den Charakter des Hauptgebetes an unseren Festtagen. In Bezug auf religiöse Erhabenheit wird es von so manchem Gebete überragt, bei dem der Andächtige seinem vergänglichen Ich ganz entrückt ist und in Begeisterung das Ende des Bösen und die Verbreitung des Gottesreiches herbeiwünscht. In Bezug auf ernste Wirkung jedoch ist das Nesanne tokef der umfassendste und zugleich kräftigste Ausdruck unserer „großen Tage", denn es hat Seele und Körper; es erhebt einerseits zu den Höhen der Heiligung des göttlichen Namens, zu den höchsten Jenseits-

gedanken, es löst aber auch andererseits unsere Beziehungen zum Diesseits nicht. Unsere menschlichen Schwächen, die mannigfachen Gegensätze menschlichen Erdenwallens werden als Diesseitsphänomene im Lichte der Religion gezeigt. Das Judentum findet überhaupt im Diesseits gewisse Jenseitsmomente. Das Judentum weist einen realistischen, einen modernen Zug auf. Es umfaßt den ganzen Menschen, den Menschen als intelligibles Wesen wie auch zugleich als Naturwesen, den Menschen als unabhängige Persönlichkeit wie auch zugleich als Glied sozialer und nationaler Gruppen.

Rosch haschana und Versöhnungsfest, sie wenden sich an den Menschen in seiner Totalität, als geschlossene Einheit, berücksichtigen aber auch die Gliederung dieser Einheit. Alles wird im Menschen an den Tagen des Gerichts rege gemacht, das Ideale und das Reale, das Erhabene und das Niedere, das Individuelle und das Soziale. Das wirkungsvolle Nesanne tokef-Gebet, das so tief ergreift durch die Aufzählung der Boten des Unheils, faßt den Juden nicht allein bei seiner Eigenliebe, sondern auch bei seiner liebevollen Teilnahme an seines Nachbars Schicksal. Mir will sogar scheinen, daß der Verfasser des Nesanne tokef bei seiner Gruppierung der bösen Mächte, die das Menschenleben bedrohen, ihre gefahrvolle Wirksamkeit in Beziehung zu Israel im Auge hatte. Bestimmt wird am Versöhnungstage wer im Feuer sein Ende finden soll, kündet das fragliche Gebet. Der Ausruf „wer im Feuer", erinnert an die unzähligen Märtyrer, die die Feuerglut des Fanatismus den Flammen überliefert, erinnert der Heiligen, die mit glühender Begeisterung den Scheiterhaufen bestiegen, trotzdem sie die Zornesglut ihrer Feinde hätten löschen können mit dem Wasser der Taufe. Wer wegen Wasser zu Grunde gehe, fährt das Gebet fort und ruft die Hunderttausende ins Gedächtnis, die mit allen Werkzeugen der Hölle im Namen des Himmels gefoltert wurden, weil sie als treue Juden das Wasser der Taufe verschmäht haben. Wer durchs Schwert, ruft das Nesanne tokef aus, und wir erinnern uns, daß das Schwert großer Kriegsscharen gegen unsere Vorfahren gewütet, die Waffe ganzer Heere, die ins heilige Land gezogen, um das Grab eines berühmten Juden vor barbarischer Beschimpfung zu bewahren. Die darauffolgende Bestimmung, wer durch Wild ende, hat wahrlich auf die Kreuzzüge Bezug, denn die frommen Pilger verwandelten sich in wilde Tiere, so sie das Antlitz eines Juden, eines Blutsverwandten ihrer Propheten erblickten. So lassen sich die meisten der im Nesanne tokef geschilderten Lebensunfälle allgemein fassen, als die Unfälle im Geschichtsleben Israels deuten. Wenn der Festesdichter den Betenden an die Schrecken des Hungers und Durstes erinnert, so erinnert es ihn an den großen Fasttag, an die große Fastzeit, in der unseren Vätern jeder Nahrungszweig abgeschnitten, jede Erwerbsquelle verstopft wurde. Freilich ist ein Volk, das vom Jom Kippurgeist durchdrungen ist, ein Volk, dem ein Fasttag ein Festtag ist, gewissermaßen unverwundbar, es erhält sich durch geistige Nahrung, durch ein Himmelsmanna der Idealität und weiß auch neue Brunnen des Erwerbes für sich und die Menschheit zu graben. Jedoch litt Israel im Sturme des Kampfes.

Unser Gebet ruft die Zeit der Pest, die Zeit des schwarzen Todes als Beispiel ins Gedächtnis, in der Israel verfolgt wurde, weil der schwarze Aberglaube die Juden als Brunnenvergifter verdächtigte. Fürwahr die Geschichte unseres Stammes verdichtet sich in unserer Festesdichtung, im Nesanne tokef. Nicht umsonst verherrlicht die Sage den Verfasser desselben, stellt ihn als Heiligen dar, zeichnet ihn mit allem Farbenschmelz der Dankbarkeit, malt ihn so lebendig, daß wir im Spiegel seines Lebens die Judenheit der Gegenwart erblicken. — Zu Mainz lebte im elften oder dreizehnten Jahrhundert, nach der Sage, ein R. Amnon, der im hohen Ansehen beim Landesfürsten stand. Die Judenfeinde, an deren Spitze ein mittelalterlicher Prediger der Liebe außer Dienst, suchten seine Stellung zu untergraben, sie hüllten sich in den Bileamsmantel einer heuchlerischen Frömmigkeit und seufzten um die schöne Seele des R. Amnon, die zu Grunde gehe, wenn sie nicht rechtzeitig ins gelobte Land ihrer Religion befördert werde. Ihr Fürst ließ sich von ihnen bethören und forderte aus purer Menschenliebe den R. Amnon zur Taufe auf. Dieser schwankte einen Moment. Die Liebe zu seiner in Gefahr schwebenden Familie, die Dankbarkeit gegen seinen Herrscher, der ihm sonst wohl gewesen, ließen ihn wanken. Er erbat sich eine dreitägige Bedenkzeit. Kaum hatte er aber sein Haus betreten, als er sich selbst seines Schwankens wegen verurteilte. Alles in ihm und um ihn erschien ihm als Ankläger. Der Wächter des Judentums an der Thüre seines Hauses, die Mesusa, die Wächter seines Hauptes und seines Herzens, die Tefillin, schienen ihm „Verräter" zuzurufen. Auch seine Gattin, der er sein Leid geklagt, hatte für ihn kein Wort der Entschuldigung, sie schwieg. Es reifte daher in ihm ein fürchterlicher Entschluß, der darin gipfelte, daß er nach Ablauf der Bedenkzeit dem Fürsten keinen Bescheid gab. Als man ihn nun gefesselt vor den Fürsten brachte, bat er, daß man ihm die Zunge abschneide: „Die Zunge, die gelogen, die gegen den irdischen und gegen den himmlischen König gesündigt, soll bestraft werden", sprach in fürchterlicher Ruhe der Rabbi. „Nein," erwiderte mit grausamem Hohn der Fürst, „die Füße, die nicht gekommen, sollen Dir vom Leibe getrennt werden. Die Zunge magst Du behalten, damit Du Deinem Schmerze Ausdruck verleihen kannst". Gesagt, gethan. Das Urteil wurde vollstreckt dicht vor Rosch ha schanah. Am Roschhaschanah trugen die Schüler des R. Amnon den Mann, dessen Geist sie Jahrzehnte getragen, ins Gotteshaus. Sie trugen auch die Glieder, die ihm der Feind geraubt, ins Gotteshaus — als Siegeszeichen der jüdischen Aufopferungsfähigkeit! Alles trauerte, nur der Rabbi schwieg. Sein Schweigen brach er erst vor der Keduscha des Mußafgebetes. Er sprach in flammender Begeisterung das Nesanne tokef und verschied. Diese Sage berechtigt zur Annahme, daß es sich im Nesanne tokef weniger um das israelitische Individuum als um die Gesamtheit Israel handelt. Denn der vermutliche Verfasser befindet sich in einer Stimmung, die vom einzelnen absieht und das Allgemeine erfaßt. Wirkt es auch einigermaßen befremdend, daß R. Amnon in seinem Gebete sein Lebensschicksal nicht klar andeutet, so läßt sich doch behaupten, daß er, sein Geistesauge in der Märtyrergeschichte Israels versenkend, sich als bloßes Atom in der Welt jüdischer Aufopferung ganz vergaß. Was uns in der R. Amnonsage als Zeitgemäßes entgegentritt, ist das Schwanken und Wanken des Rabbi. Denn unsere Zeit ist eine Bedenkzeit Israels. Die Drohungen der Feinde, die Lockmittel der falschen Freunde machen die Juden der Gegenwart schwankend. Es heißt allerdings nicht mehr Jude oder Bekenner eines andern Glaubens. Es heißt Jude oder jüdischer Nichtjude. Die Juden der Jetztzeit bedenken, wie der Mainzer Rabbi, klagen sich aber nicht selbst an, wie dieser. Frei-

lich stört die Mesusa die modernen Juden nicht. Sie ist aus ihren Häusern verbannt und wenn nicht — so steht sie draußen vor der Thüre, nicht in dem Hause, nicht vor dem Herzen. Sie beherrscht nicht das jüdische Haus, sondern ist blos eingekerkert in demselben. Die Tefillin behelligen den Juden der Jetztzeit nicht, er legt sie nicht um Hand und Haupt, und wenn schon — so trägt er die Tefillin an dem Haupte, nicht in dem Haupte, — schmückt er sich mit dem Gehäuse des Sch'ma, nicht mit dem Sch'mabekenntnis. Darum währt so lange unsere Bedenkzeit und die Jugend ist so tief in der Irre, daß sie sich sogar nicht bedenkt, ob sie fortsetzen soll die Geschichte Israels. Es ist auch nur zu begreiflich. Denn große unheilvolle Umwälzungen haben sich vollzogen in unserer Mitte. Im alten Israel war der Vater die „Tefillah des Hauptes", d. h. er war bestrebt, Sinn und Geist des Kindes im Dienste des Judentums zu bilden. Heute sorgt der Vater nur für die allgemeine Verstandsbildung des Kindes, aber nicht für eine spezifisch jüdische Geistesentwickelung. Im alten Israel glich die Mutter der Handtefillah, die man in die Herzgegend legt, indem sie ihren Kindern eine Herzensbildung angedeihen ließ. Gegenwärtig sind die jüdischen Mütter hauptsächlich bedacht, ihren Kindern freie Hand im Leben zu schaffen, sie mit einem mächtigen Arm für den Kampf des Daseins auszurüsten. Die Gattin des R. Amnon schwieg, als ihr ihr Gatte seine Absicht, sich für das Judentum zu opfern, kundgab. Die Jüdinnen unserer Tage schweigen nicht, sondern sprechen oft gar beredt gegen die jüdische Erziehung ihres Kindes, aus Rücksicht auf die Zukunft desselben. Trotz alledem glauben wir an einen Versöhnungstag in unserer nächsten Entwickelung, an eine Versöhnungszeit, in der sich die Juden versöhnen werden mit ihrer Vergangenheit, mit ihrer Religion, mit sich selbst. Nur derjenige verzweifelt, der die religiösen Zustände der Juden losgelöst von den religiösen Verhältnissen der gegenwärtigen Menschheit betrachtet. Wer aber die allgemeinen Beziehungen der Jetztzeit zur Religion in Betracht zieht, wird einsehen, daß die Juden der Gegenwart zwar in mancher Hinsicht weniger religiös als ihre Vorfahren sind, jedenfalls aber den Bekennern anderer Religionen in Bezug auf religiöse Innigkeit nicht nachstehen. Wir klagen uns so oft des Mangels an Religiosität an, weil wir, das klassische Volk der Religion, an uns hohe Ansprüche stellen müssen, weil wir uns von Alters her gerne selbst anklagen, weil wir das Volk des Jomkippur sind, an dem man so oft seine Sünden bekennt. Wir hoffen daher, daß ein Jomkippurgeist, ein Geist des R. Amnon — freilich in sanften, milden Formen — auch in der Zukunft uns beherrschen werde!

* * *

Jom Kippur.

Kaum der Abend seine Schwingen,
Leise rauschend, senkt hernieder —
Kaum der Abendröte Leuchten,
Schon verschwunden hinterm Berge,

Nahet schon mit scheuen Schritten
Israel dem strengen Richter,
Einigt sich vor seinem Gotte,
Betend, die Gemeinde Jakobs.

Jom hakippur, Tag der Sühne,
Tag des Rechtens, naht sich leise,
Und die Söhne Jakobs zittern
Vor den Sünden ihrer Seele.

Stille herrscht, wie vor'm Gewitter
In des Tempels heil'gen Räumen,
Nur ein flüsternd Beten surret
Durch die hohen, weiten Hallen.

Und es rücket nah' die Stunde,
Wo das Urteil wird gefället,
Und aus tiefstem Herzen dringen
Seufzer, schwer und unerforschlich.

Wer durch Wasser, wer durch Feuer,
Wer durch Unglücksfall soll sterben,
Wer im Glücke, wer zur Freude,
Wer im Unglück auch soll leben.

Wer bestraft und wem verziehen,
Wer verdammt, wer freigesprochen.
Heute wird es dort besiegelt
Und das Buch liegt aufgeschlagen.

Durch die Herzen geht ein Zagen
Und die Häupter sinken nieder,
Tiefgebeugt vom Erdenjoche,
Von den Lasten schwacher Seelen.

Plötzlich durch die tiefe Stille
Erst im „Nigen", leise, leise,
Dann erhebend, trillernd, lauter
Sich die Stimm' des Chasans findet.

Alles lauscht, fast ohne Atem
Diesen mächt'gen Mollaccorden
Und „Kol nidre" tönt es furchtbar
Dröhnend durch die Lüfte zitternd.

Und von jeder Brust ein Stöhnen,
Jedem Auge eine Thräne —
Dumpf verhallend tönt der Nigen
Leise von des Chasans Lippen.

Noch der angebroch'ne Morgen
Findet Israel im Staube,
Noch des Frührots glühend Leuchten
Findet es vor seinem Gotte.

Nicht ein Tropfen netzt den Gaumen,
Keine Speise stärkt den Körper;
So kasteit sich die Gemeinde
Und so büßen Jakobs Söhne.

Wie der Morgen, so der Abend
Findet sie vor ihrem Richter,
Hoffend immer noch auf Gnade
Von dem Allbarmherz'gen Herrscher.

Dunkel wird es in den Hallen,
Leis' nur tönen die Gebete,
Leis' und innig, flüsternd traurig
Flehend zu dem einz'gen Vater.

Adonay el rachum, rachum,
Dreimal tönt's aus einem Munde
Von dem Rabbi vorgesungen
Der Gemeinde nachgebetet.

Vor Erschöpfung matt die Stimme
Tönet dreimal: „Sch'ma Jisroel"
„Sch'ma Jisroel" Gott ist einzig
Ewig sei gelobt sein Name.

Siebenfach hallt es dann schaurig
Weinend, schluchzend, dumpf und traurig:
Adonay hu elohim
— — — — — — — —

Adonay hu elohim
Er ist Gott, der Ewig-Einz'ge,
Er ist Gott, der Weltbeherrscher.
— Tiefe Stille dann im Hause.

„Tkio". Dumpf und markdurchbebend
Tönt die heilige Posaune —
Und versöhnt mit seinem Gotte
Ist das ganze Israel.

Freystadt-Berlin. Bernhard Loewenthal.

Aus der Berliner Gemeinde.

w. Berlin, 23. September.

Die Herren Vertreter der jüdischen Gemeinde haben nach längerer Sommerpause nunmehr ihre Thätigkeit wieder aufgenommen und am vergangenen Sonntag ihre erste Sitzung nach den Ferien abgehalten. Der Beratungsstoff derselben war ein sehr umfangreicher, zum Teil auch sehr wichtiger. Nach einigen geschäftlichen Mitteilungen kam zunächst noch einmal die leidige Angelegenheit betreffend die Anstellung jüdischer Lehrerinnen an Berliner Gemeindeschulen aufs Tapet. Entsprechend dem früher gefaßten Beschlusse, hatte sich der Vorstand beschwerdeführend an den Kultusminister gewandt, um nunmehr, nach Verlauf einiger Monate, der Repräsentantenversammlung die erfreuliche Nachricht zukommen zu lassen, daß der Herr Minister geruht habe — bis dato überhaupt noch keine Antwort zu erteilen. Darob erhob sich einiges Murren, und ein Herr ging in seinem skeptischen Sinn soweit, zu meinen, der Herr Minister würde wohl überhaupt keine Antwort erteilen.*) Auch hätte man gern über den Inhalt der Beschwerde etwas näheres erfahren, begnügte sich aber schließlich damit, zu warten, bis die Antwort vom Ministerium erfolgt sei. Daß Magistrat und Stadtverordneten-Kollegium der guten Stadt Berlin bereits ganz genau wissen, woran sie sind, daß die Spatzen den Bescheid des Herrn Ministers von den Dächern pfeifen, daß die Hammerstein-, Ahlwardt- und Bachlerpresse dem Herrn Kultusminister täglich und stündlich darob duftigen Weihrauch streuen, das alles scheint den Herren eine terra incognita zu sein, „amtlich“ ist eben noch nichts bekannt, und was nicht steht in den Akten u. s. w.

Einige Heiterkeit verursachte die Beschwerde eines Gemeindemitgliedes, das für sein gutes Geld in der Synagoge Kaiserstraße allsabbatlich eine Predigt verlangt, und in seiner Beschwerdeschrift sich u. a. auch auf die in Schrimm, Schroda, Santomischel u. s. w. herrschenden Usancen beruft. Der Vorstand hat ihm mitgeteilt, daß ihm vor der Hand leider nicht geholfen werden kann.

Bei Gelegenheit des 25jährigen Jubiläums seiner Firma hat das Mitglied der Versammlung, Herr Nuß nebst Gemahlin, der Altersversorgungsanstalt eine Schenkung von 12000 Mk. gemacht, die mit großem Dank acceptiert wird. — Die Summe von 5000 Mk. hat Herr Max Barschall der Armenkommission überwiesen zur beliebigen Verwendung für bedürftige Frauen. Auch diese Schenkung wird dankend angenommen.

Auf Antrag des Vorstandes wird die gemischte Kommission für die Wahl eines Rabbiners durch 2 Herren aus der Repräsentantenversammlung verstärkt. Die Wahl fällt auf die Herren Landsberger und Geheimrat Dr. Marcuse.

Herr Justizrat Dr. Tiktin referiert alsdann über die Einsprüche gegen die Wählerliste. Es handelt sich dabei, wie mitgeteilt wird, durchweg um solche Gemeindemitglieder, welche mit ihrer Steuer im Rückstande sind und aus diesem Grunde nicht in die Liste aufgenommen worden sind. Der Referent bittet, die Beratung über diesen Punkt in die geheime Sitzung zu verlegen, da notwendig dabei die Namen der Betreffenden genannt werden müßten, woran denselben sicherlich wenig gelegen sei. Der Antrag führt zu einigen Auseinandersetzungen, wobei merkwürdigerweise Herr Justizrat Meyer, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, sich als einen begeisterten Anhänger der Oeffentlichkeit entpuppte. Der Antrag Tiktin ging jedoch durch, und so wird die Oeffentlichkeit wohl nicht erfahren, wie die Repräsentantenversammlung über diesen hochprinzipiellen Punkt, der auch in fast allen kommunalen Körperschaften Gegenstand der größten Meinungsverschiedenheiten ist, denkt.

*) Vergl. den Artikel „So liegen die Dinge“ in der vor. Nr. Red.

Hinsichtlich des Ankaufs der Grundstücke Lützowstraße 16 und Potsdamerstraße 118b wird beschlossen, daß die Gemeinde auch die Kosten für Stempel, Kaufvertrag und Auflassung des Grundstücks tragen soll. Ueber einen zweiten streitigen Punkt, daß nämlich der Verkäufer gehalten sein soll, auf dem ihm verbleibenden Rest des Grundstücks keinerlei Fabriken, lärmerregende Betriebe und öffentliche Vergnügungslokale zuzulassen, wird keine Einigung erzielt, und bleibt es dem Vorstand überlassen, mit dem Besitzer sich ins Einvernehmen zu setzen.

Der Vertrag mit einer hiesigen Fuhrgesellschaft, welche bislang das Beerdigungswesen besorgte und nunmehr in Liquidation getreten ist, wird auf der alten Grundlage erneuert. Die Versammlung bewilligt alsdann: 3360 Mk. für Pflasterungsarbeiten auf den Gemeindefriedhöfen, 519 Mk. für Reparaturen an Grabsteinen in der Ehrenreihe auf dem Friedhof in der Schönhauser Allee, 150 Mk. für Festgottesdienst in der Friedhofssynagoge zu Weißensee, 1370 Mk. für Subsellien und Zeichenunterricht in der Knabenschule, 500 Mk. für Klosetanlagen auf dem Grundstück der Synagoge Kaiserstraße, 1000 Mk. Subvention an den Religionsverein Bene Brith für die Zeit vom 1. Oktober 1885 bis 1. April 1896, 300 Mk. für den Verein für jüdische Geschichte und Litteratur. Es folgt alsdann die Berichterstattung über den Kassenabschluß verschiedener Spezialverwaltungen, nämlich der Synagoge Lindenstraße, der Beerdigungsanstalt, der Quellbad-Kommission, der Kommission für Beschaffung des Koscherfleisches, des Siechenhauses, des Krankenhauses und der Waisenkommission. Gern würde ich die einzelnen Zahlen und Daten angeben, wenn ich sie bei der erbärmlichen Akustik auf der Tribüne nur hätte verstehen können. Nur so viel kann ich anführen, daß fast alle Verwaltungen Minderausgaben zu verzeichnen haben. Nur die Waisenkommission hat die ihr angewiesenen Mittel ganz erheblich überschreiten müssen, um mehr als 8000 Mk. Diese leidige Thatsache, die jedoch durch die Not der Zeit mehr als gerechtfertigt erscheinen dürfte, führte auch in dieser Sitzung wieder zu den üblichen scharfen Wortgefechten zwischen Vorstand und Repräsentantenkollegium. Auf jener Seite der kalkulatorische Verstand mit dem Rechenstift in der Hand, auf dieser Seite, zu seiner Ehre gesagt, das warmschlagende jüdische Herz. Mit Recht wies Herr Nuß darauf hin, daß man angesichts der oft herzzerreißenden Not unmöglich die Armut abspeisen könne mit dem Bescheid, es sei kein Geld mehr vorhanden. Und Herr Leonhard Sachs sagte sehr treffend, daß der verstorbene Stadtrat und Gemeindevorsteher Meyer Magnus einmal gesagt habe: Eine jüdische Wohlthätigkeitsanstalt, die sich immer streng an ihr Statut hält, ist keine jüdische Wohlthätigkeitsanstalt mehr. Herr Justizrat Meyer dagegen stellte sich mit einem Fuß auf das preußische Landrecht, mit dem andern auf den Etat, und verteidigte mit Herz, Mund und Händen — wörtlich zu nehmen — den heiligen Geist der Bureaukratie, daß niemand auch nur um eines Zolles Wert den Etat überschreiten dürfe. Die Etatsüberschreitung wurde trotzdem gutgeheißen.

Es gelangte alsdann noch ein dringlicher Antrag zur Erledigung, nämlich die Arbeiten beim Bau des Hospitals für den Versöhnungstag zu inhibieren. Wie festgestellt wurde, ist am Roschhaschanah auf diesem Bau flott gearbeitet worden. Gleichzeitig kam auch die lehrreiche Thatsache an den Tag, daß auch in dem Grundstück der Synagoge Kaiserstraße zur Erbauung und Förderung der Andacht des die Synagoge besuchenden Publikums an jenen Tagen gearbeitet worden ist. Der Antrag wird ohne Debatte angenommen; damit die Arbeiter keinen Schaden erleiden, wird ihnen der übliche Tageslohn aus der Gemeindekasse bewilligt.

Die Vorlage betreffend Festsetzung von Maximalgehältern für Rabbiner und Lehrer wird, da auch der Vorstand keinen Wert mehr darauf legt, einstweilen zurückgestellt. Damit schließt die öffentliche Sitzung.

Zur Lage.

Unsere Leser wissen es längst aus der Tagespresse: Es ist ein Pfaff ins Wasser gefallen, man hat ihn hören plumpsen. Hammerstein ist über Bord geflogen, weil er große Geldsummen gestohlen, Stöcker ist ihm gefolgt, weil er das Vertrauen seines Königs zu stehlen suchte. Hammerstein ist bürgerlich, Stöcker ist politisch tot, und die beiden ehedem vielgehaßten Nährer des Antisemitismus werden nicht mehr gehaßt, — sie werden verachtet. Dies das Urteil aller über den jüngsten Krach in der konservativen Partei, mit Ausnahme des Parteirats der konservativen Wahlvereine in Berlin. Dieser Parteirat hat nämlich beschlossen, daß alles, was Herr Stöcker gethan und geschrieben, recht und gut gewesen sei; nun ist wohl ein Zweifel nicht mehr möglich, daß Herr Stöcker ein ehrenwerter Mann ist.

Herr Stöcker ist ein ehrenwerter Mann. Der konservative Parteirat hat dies beschlossen. Es ist ferner durch Beschluß eben dieses selben konservativen Parteirats jedem Zweifel entrückt, daß Herr Stöcker, als er von dem „schnöden Spiel von Bismarck und Genossen mit dem Kaiser“ schrieb und die suggerierende Beeinflussung des Kaisers empfahl, lediglich die Absicht hatte, dem Kaiser zu des Kaisers eigenen Meinungen zu verhelfen, die denen des Fürsten Bismarck eigentlich entgegengesetzt waren. Der Kaiser wußte das blos nicht, aber Herr Stöcker wußte es, und Herr Stöcker wollte dem Kaiser helfen. Herr Stöcker war deswegen immer noch kein Gegner des Fürsten Bismarck und am allerwenigsten ein heimlicher Gegner. Nur ein Zufall ist es gewesen, daß Herr Stöcker wenige Tage nach der Entlassung des Fürsten Bismarck im Abgeordnetenhause eine Rede hielt, die er unter der fortdauernden Kanzlerschaft des Fürsten Bismarck nicht gehalten haben würde, und es war keineswegs charakterlos, daß Herr Stöcker dem Fürsten Bismarck, dem er „schnödes Spiel mit dem Kaiser“ vorgeworfen hatte, zum achtzigsten Geburtstag gratulieren wollte, und daß er über die Reichstagsmajorität, die dies nicht that, sich entrüstete.

An Herrn von Hammerstein's Verschuldung hat Herr Stöcker keinen Teil. Er war „seines lieben Hammerstein“ Freund und Seelsorger. Es ist nur natürlich, daß er den Freund für einen durchaus makellosen Mann hielt und daß er in dem Urteil uber ihn durch freundliche Voreingenommenheit nicht so scharf sah, wie er sonst wohl gethan hätte. Erst im Frühjahr dieses Jahres war sein Glaube schwer erschüttert und sogar geschwunden. Er vermahnte als Freund und Seelsorger Herrn von Hammerstein zur Offenheit und zum Verzicht auf seine politische Stellung. Zum Mindesten drei Monate vor der „Suspension“ des Herrn von Hammerstein also ist Herr Stöcker eingestandenermaßen der Mitwisser des Herrn von Hammerstein gewesen, und das hat ihn nicht gehindert, sein Fraktionsgenosse zu bleiben, ihn als Redner der konservativen Partei zuzulassen, seinen Ausführungen lautes Bravo zuzurufen, und ohne Erröten mit anzuhören, als Herr von Hammerstein von Verleumdungen im Reichstage sprach.

Herr Stöcker hat in seiner Erklärung über „seinen lieben Hammerstein“ als Freund und Seelsorger etwas verraten, was bisher in der Oeffentlichkeit noch nicht erwähnt worden ist; daß nämlich auf konservativer Seite der nachhaltigste Versuch gemacht worden ist, Herrn von Hammerstein zu überreden, er möchte sich von Berlin zurückziehen und als Korrespondent der Kreuz-Zeitung an irgend einem großen ausländischen Platze thätig sein. Seine Bezüge hätten eine Verminderung erfahren, wären jedoch immer noch recht stattlich geblieben, und jedenfalls hätte die Partei in ihrem Hauptorgan ihn in ihren Diensten behalten. Die konservative Parteileitung, die vollständig unterrichtet war, zum Mindesten so gut unterrichtet wie Stöcker, hat sich geirrt. Aber Herr von Hammerstein hat dies nicht gewollt, denn er bestand darauf, daß man ihn an seinem Platze lasse. Es hat in der That nicht viel gefehlt, so ließ man ihn an seinem Platz, und die „reinliche Scheidung“ hätte in diesem Falle darin bestanden, daß die ehrlichen Leute davongingen. Daß es anders kam, ist nicht die Schuld des Herrn Stöcker und nicht das Verdienst der konservativen Parteileitung. Die ehrlichen Konservativen fanden nicht einmal ein konservatives Organ, das bereit gewesen wäre, Herrn von Hammerstein zu entlarven, sondern mußten sich der Hilfe aus einem ganz anderen Lager versichern. Dank dieser Hilfe kam es zur Klage, und diese Klage brachte die nun nicht mehr aufzuhaltende Klärung.

Es ist sicher, daß Herr von Hammerstein so duldsame Behandlung, wie er gefunden, nicht erfahren hätte, wenn nicht bei seinen Freunden die Furcht vor Indiskretionen gewesen wäre. Was seit einer langen Reihe von Jahren dem Papier anvertraut worden war in Briefen an einen Mann, den man für den zuverläßigsten Gesinnungsgenossen gehalten, das konnte, indiskret benutzt, zu unheilbarer Kompromittierung führen. Da die Briefe, die seither veröffentlicht worden, durch Herrn von Hammerstein an die Oeffentlichkeit gelangt sind, der sich dabei selbstverständlich eines Mittelmannes bedient haben müßte, oder ob eine andere Person mit Hilfe dieser Briefe für Herrn von Hammerstein Reisegeld besorgt hat, das ist noch nicht festgestellt, doch wird man es wohl bald erfahren. Wir glauben auch, daß weitere Veröffentlichungen noch folgen werden. Das wesentlichste Interesse aber ist allem Anscheine nach erschöpft. Es kann kaum noch viel neues kommen; selbst das, was man bisher erfahren, durfte eigentlich nicht als zu überraschend angesehen werden. Daß Herr von Hammerstein über kurz oder lang als ein sittlich durchaus bankbrüchiger Mensch sich aller Welt offenbaren würde, das stand von vornherein fest. Wer in der antisemitischen Richtung Führer ist, dessen Verbrechertum kommt über kurz oder lang sicherlich an den Tag. An seinem Verbrechertum ist kein Zweifel, nur die Zeit der Enthüllung ist ins Ungewisse gerückt. In dieser Beziehung also hat Herr von Hammerstein niemanden überrascht.

Aber auch das Schlaglicht, das auf die Konservativen gefallen ist, — nicht etwa durch irgend welche Komplizität

mit den Strafthaten des Herrn von Hammerstein, sondern durch die Duldsamkeit gegenüber Anschauungen, wie sie Herr Stöcker in seinen Briefen an seinen lieben Hammerstein dargethan und die jetzt von dem konservativen Parteirat in aller Form gut geheißen sind — zeigt sich nicht in neuer Beleuchtung. Die „kleine aber mächtige“ Partei hat immer mit den Mitteln des Suggerierens gearbeitet, und sie kann gar nicht anders. Sie wird sich auch in Zukunft nicht ändern; weder ihre Zahl wird sich erheblich vergrößern, noch werden sich ihre Aktionsmittel modifizieren, noch wird ihre Macht abnehmen. Das liegt in der Natur der Verhältnisse nicht blos bei uns, sondern überall, wo der Träger der Krone eine ausgedehnte Machtbefugnis hat und durch Erziehung und Gewöhnung gesellschaftlich an ganz bestimmte enge Kreise menschlich gebunden ist. Die Umgebung des Kaisers hat des Kaisers Ohr, die Umgebung des Kaisers hat über den Kaiser Gewalt. Das läßt sich nicht ändern, so lange die Umgebung unabänderlich ist und eine Verschiebung blos nach der gleichgiltigen Richtung der Personen erfahren kann, gleichviel ob auf dem Throne ein Mann von großen oder von bescheideneren Gaben sitzt, von großer Urteilssicherheit, oder von natürlicher Neigung, sich dem Urteil anderer anzubequemen.

Darum sind des Freiherrn von Hammerstein verflossene und Herrn Stöckers jetzige Freunde nach anfänglichem Schrecken wieder guten Muts — und sie dürfen es sein. Sie werden vielleicht auf Herrn Stöckers bewährte Kraft verzichten müssen. Aber das ist kein unersetzlicher Verlust. Herr Ahlwardt wird sich ihnen gern zur Verfügung stellen. Er thut es sogar billig, sehr billig, weit billiger jedenfalls als Herr von Hammerstein, der von dem Komité der Kreuzzeitung der Staatsanwaltschaft angezeigt wurde, beinahe sechs Monate nach Aufdeckung der Mehrzahl seiner Sünden, aber unmittelbar nach der Entdeckung, daß Herr von Hammerstein den Namen des Vorsitzenden jenes Komités auf Wechsel gestellt hatte.

* * *

Stachelzaundraht.

Zu Ehren der Herren Hammerstein und Stöcker hat Erwin Dreipaß den Pegasus bestiegen und veröffentlicht in der Volkszeitung die Kindlein seiner Muse, die auch hier zum Worte kommen mögen. Das eine Poem ist überschrieben: „Aus ungedruckten Briefen des Freiherrn v. H. an den Hofprediger a. D. St.“ und hat folgenden Wortlaut:

Anfang Juni 1895.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin,
Die Ahnung kommenden Unheils,
Die will mir nicht aus dem Sinn.
Die Luft in den Paragraphen
Des Strafgesetzbuchs weht kühl,
Kaum kann ich ruhig noch schlummern
Auf floragesticktem Pfühl.

Im Komite, da sitzet
Der Graf v. Finckenstein,
Er rauft sich aus die Haare,
Das Maß scheint voll zu sein.
Ach, der Pensionsfonds der Zeitung,
Die Rechnungen für das Papier,
Sie machen so schwere Sorgen,
Wie der Gläubiger scheußliche Gier!

Es laufen verschiedene Wechsel
Mit abgelaufenem Ziel;
Ich habe den „Staat gerettet“,
Doch wohl in zu großem Styl.
Ach, Adolf, ich glaube, am Ende
Versink' ich mit meinem Kahn —
Das hat mit ihrem Singen,
Die „Kleine Presse“ gethan!

Ende Juni 1895.

Leise zieht durch mein Gemüt
Liebliches Geläute —
Wenn der Landtag heimwärts zieht,
Ziehe ich in's Weite,

Zieh' ich gen Tirol alsbald,
Wo sie Gemsen schießen;
Schaust Du einen Staatsanwalt,
Sag', ich lass' ihn grüßen!

* * *

Das andere führt den Titel: „Drei Balladen in einer“, und lautet:

Es waren zwei Königstreue,
Die hatten einander so lieb,
Sie ließen sich photographieren — —
Für Flora, den Herzensdieb —

Für die Gaß der Eine erglühte —
So ward, inseriert' er's auch nicht,
Aus der konservativen Leuchte
Das „beste“ Gaßglühlicht.

Doch als es kam zum Klappen,
Zählt' er seine Schulden im Reich,
Gönnt all' den Gläub'gern, den Frommen
Die Reisetasche zugleich!

Ich lasse den Freund euch als Bürgen,
Den Stöcker — was wollt ihr mehr? —
Ihn mögt ihr, entrinn ich, erwürgen —
— — — — — — — — —
Den Freiherrn sah niemand mehr! — —

* * *

Steckbrief.

Gegen den unten beschriebenen ehemaligen Zeitungsredakteur Freiherrn Wilhelm v. Hammerstein, welcher flüchtig ist, ist in den Akten U. R. I. 414, 95 die Untersuchungshaft wegen mehrfacher schwerer Urkundenfälschung in Verbindung mit Betrug und Untreue verhängt. Es wird ersucht, denselben zu verhaften und in das Untersuchungsgefängnis zu Berlin, Alt-Moabit 12a, abzuliefern.

Berlin, den 23. September 1895.

Der Untersuchungsrichter
beim königlichen Landgericht I.

Aus dem Ghetto in New-York.

St. New-York, 10. September.

Die Vereinigung jüdisch-orthodoxer Gemeinden, welche seiner Zeit den Rabbiner Jacob Joseph, den „Wilnaer Maggid", herüber kommen ließ und ihn als Oberrabbiner („Raw hakolel") New-Yorks in alle Welt hinausposaunte, hat sich aufgelöst. Dem Rabbiner wird kein Gehalt mehr bezahlt und eine jede Gemeinde treibt es für sich, so gut es geht. Es handelte sich damals, eine Autorität zu berufen, um einen Mann, welcher die Aufsicht über die Schächter und die Metzger führen sollte, damit das Fleisch, welches den Leuten verkauft wurde, auch strikte koscher sei. Eigentlich war es eine Anzahl Metzger, die den ganzen Plan ausheckten und ausführten. Die Religion war nur der Deckmantel, die Hauptsache war der Profit, welcher dadurch herauskam, daß das Syndikat, welches den Rabbiner kontrollierte, auch den Fleischverkauf kontrollierte, da die Fleischer blos von solchen Großschlächtern kaufen konnten, welche die Approbation des Oberrabbiners und dessen Zeugnis hatten, daß die angestellten rituellen Schächter geprüft worden und autorisiert sind, nach traditioneller Vorschrift zu schlachten.

Es war nicht lange nach Antritt seiner Funktion, daß Rabbi Jacob Joseph ausfand, daß er das Werkzeug einer gewissen Clique war, aber es war zu spät. Nun wurden die sogenannten Plombes eingeführt, das heißt aus Blei hergestellte Abzeichen mit der Autorisation des Oberrabbiners, welche einem jeden Ochsenviertel und jedem geschlachteten Stück Klein- und Federvieh angehängt werden mußten. Da ging nun die Revolution los. Die nicht gut befundenen Schächter und die nicht dem Ring angehörenden Metzger stießen in das große Horn und weigerten sich, in einem freien Lande sich einer Autorität unterzuordnen; ein neuer Verband wurde gegründet und der Tanz unter den konkurrierenden Fleischern ging von neuem und mit größerer Heftigkeit los. Der Oberrabbiner wurde indessen krank und nun, da er von den Gemeinden abgedankt ist, haben ihn eine Anzahl Großschlächter engagiert und zahlen ihm ein Gehalt von 2000 Doll., um die Aufsicht über die von ihnen angestellten Schächter zu führen.

Nun ist ein neuer Rabbi angekommen, welcher nicht importiert worden, sondern aus freiem Antriebe herkam, und welcher als ein wahres Wunder von Gelehrsamkeit und Beredsamkeit gepriesen wird. Er ist noch ein vergleichsweise junger Mann, erst 39 Jahre alt und die Ostseite, trotzdem für den Eintritt in die Synagoge eine kleine Summe zu entrichten ist, drängt sich förmlich in das Gotteshaus, um sich an den wunderbaren Vorträgen des Gottesmannes zu erbauen. Diese Vorträge werden regelmäßig nach dem Abendgottesdienst am Samstag und Montag gehalten, und da er keine Anstellung hat, so muß er von den Eintrittsgeldern leben. Der Mann versteht auch sein Geschäft. Seine Themata sind nicht der kasuistischen Litteratur der Vergangenheit entnommen, sondern er greift in das frische Leben und spickt seine Reden mit passenden Gleichnissen aus, wodurch er seine Zuhörer packend fesselt. So sprach er dieser Tage über das Unrecht, in einem freien Lande sich geheimen politischen Gesellschaften anzuschließen und sprach etwa wie folgt: Ein Bürger, welcher unter einer tyrannischen Regierung lebt und in beständiger Furcht ist, daß er in jedem Augenblick von seinen Unterdrückern beraubt werden kann, hat guten Grund, im geheimen thätig zu sein und vielleicht manches zu thun, was mit seinem Gewissen nicht ganz vereinbar ist. Seine Entschuldigung für das Uebertreten der Landesgesetze beruht in dem Umstand, daß diese Gesetze von seinen Feinden gemacht wurden und zwar mit der Absicht, ihn zu verfolgen und zu unterdrücken. In Rußland findet der Jude eine Entschuldigung und zwar eine berechtigte in der Umgehung von schmachvollen Gesetzen. Aber hier in diesem freien Lande, wo alle gleich vor dem Gesetze sind, ohne Unterschied des Glaubens und der Rasse, müssen die Gesetze einem jeden heilig sein und von einem jeden befolgt werden. Indessen ist eine neue Vereinigung von orthodoxen Gemeinden im Werke, wovon Herr Sarasohn, der Herausgeber der „Jüdischen Gazetten", Präsident sein soll, und soll Rabbi Maslianski, so heißt der junge Prediger, die Rabbinerstelle erhalten. (Herr Maslianski hat uns auf der Reise nach England resp. Amerika hier in Berlin besucht, und wir müssen gestehen, daß wir in ihm einen ganz hervorragenden Volksredner bewundern gelernt haben. Red.)

Feuilleton.

Nathanaja.

Novelle aus biblischer Zeit.
Von Dr. Karl Weil.

(Fortsetzung.)

Als nun das Jubeljahr verflossen war und der harte Ammonite den armen Benoni doch nicht hatte ziehen lassen, da sprach Nathanaja zu ihrer Mutter: „Siehe Mutter, ich habe ein Gelübde gethan dem Herrn. So laß mich nun hinaufziehen gen Jerusalem, daß ich dem Könige das Unrecht des Ammoniten klage und die Menschenfurcht der Aeltesten unserer Stadt." Die Mutter weigerte sich zwar erst, als aber das Mädchen darauf bestand, sagte sie: „Nun denn, in Gottes Namen, wenn niemand sich der Bedrängten annimmt, so kann der Herr auch wohl Hilfe schaffen durch ein schwaches Mädchen. Ich bin zu alt, mit Dir zu gehen, wenn ich gleich vor meinem Tode gerne noch einmal Gottes Tempel schauen möchte. Der Herr, der Abraham führte aus Padan Aram, der unsere Voreltern in der Wüste vierzig Jahre lang speiste mit der Manna des Himmels, der gesprochen durch seinen Diener David: „Aus dem Munde der Säuglinge und der Lallenden vergrößert sich mein Reich," er schicke seinen Engel vor Dir her und führe Dich gebahnte Straße. Er mache Dir das Ohr des Königs geneigt, daß Du der Unschuld Recht verschaffen mögest, dann werden mich die Mütter selig preisen, die Jünglinge Dein Lob verkünden!" Nathanaja kniete nieder, und die Mutter legte die Hände auf ihr Haupt und segnete sie, dann hob sie sie auf und drückte sie an ihre Mutterbrust; beide weinten laut, aber die Mutter am meisten. Die Tochter sprach besänftigend: „Seid ruhig, Mutter, der Gott meines Vaters wird Euch schützen!" Als aber die Mutter den geliebten verstorbenen Mann nennen hörte, da schluchzte sie noch heftiger, und ihre Thränen rannen in Strömen herab auf den Busen der Jungfrau. Endlich, da die Tochter sich losgerissen hatte und in ihr Kämmerlein eilte, sich anzukleiden, da suchte die bekümmerte Mutter den einsamsten Winkel des Häuschens und weinte bitterlich.

Nathanaja aber schob, als sie ihr Kämmerlein erreicht hatte, behutsam den hölzernen Riegel in die vorstehenden Reife, blickte besorgt durch das Gitter, ob niemand lausche, und eilte dann, sich zur Reise zu kleiden. Sie warf zuerst um das kurze Ksoneth, am Busen verbrämt mit künstlichen Stickereien, ein Werk ihrer Hände. Noch war der Fuß entblößt bis über das Knie, aber die Aermel des Ksoneth schlossen dicht am Gelenke der Hand. Nun ergriff sie schnell das Untergewand, das in zierlichen Falten herabfiel bis auf die Sohlen der Füße, weiß, von Wolle gewebt, eine Arbeit des kunstverständigen Mädchens; zierlich waren auch Blumen eingewirkt am Rande des Kleides, himmelblau und hochrot. In Falten fielen die weiten Aermel, verziert mit purpurnen Fäden, herab und verbargen den schönen Arm der Jungfrau. Sie schnürte sodann die Sohlen an die Füße; zierlich umgab die Schnur den fein geformten Fuß, aber sie verschmähte es, ihn zu schmücken mit Spangen und Glöckchen, denn sie dachte: man möchte Böses von mir denken. Jetzt flocht sie das lange Haar in Zöpfe, wand sie vielmals künstlich um den Scheitel, denn lang und dicht waren die schwarzen Haare; barg den reizenden Schmuck des Hauptes unter die netzförmig gewebte Haube aus schimmernder Leinwand, denn auch diese verstand sie zu weben, befestigte daran den Schleier in der Mitte der Stirn und an den Schläfen, so daß er dem Auge den Blick gestattete, warf das Oberkleid über, das sie gänzlich verhüllte, und nun war sie fertig. Da bleibt sie plötzlich sinnend stehen, zieht den Fuß zurück, eilt hinab in den Hof, lockt mit der Stimme, und vom platten Dache des Hauses fliegen ihr zwei Tauben auf die Hand. Sie seufzt erst, lächelt dann, bindet sie fest und verbirgt sie unter den Mantel. Nun öffnet sie leise das Pförtchen des Gartens, denn sie wollte der zärtlichen Mutter den Kummer des nochmaligen Abschieds ersparen. Aber die Mutter hatte sie belauscht; eben als Nathanaja sich umwandte, um durch das Thürchen zu schlüpfen, ergriff sie die Tochter am Saume des Oberkleides. „Böse Tochter,“ schalt sie mit gutmütigem Tone, „willst Du mir so entlaufen? Willst Du die alte Mutter verlassen ohne den Abschiedskuß? Ach, steht Dir der Sinn mehr nach den feingelockten Jünglingen Jerusalems, als nach der alten besorgten Mutter?“ Nathanaja sah die Mutter wehmutsvoll mit ihren großen, blauen Augen an und schwieg. Der Mutter aber that das Wort wehe, das sie gesagt hatte; sie umschlang den Hals des Mädchens und drückte sie an ihre Brust. „Meine gute Tochter, laß Dich nicht bekümmern, was meine Lippen sprachen; mein Herz war nicht dabei.“ Die Tochter warf den Schleier zurück, umfaßte die Mutter, drückte ihr einen heißen Kuß auf die Lippen, streichelte ihr die Wangen und sprach: „Mutter, Du kannst mir nicht wehe thun; teuerste Mutter, weiß ich doch, wie Du mich liebst!“ Sie sinken einander in die Arme; fest drückt die Witwe die geliebte Tochter an das Herz, fest umschlingt die Tochter der Mutter Hals. Jetzt reißt sich die letztere los, noch einen Kuß drückt sie, wieder zurückkehrend, der Mutter auf die Hand, läßt den Schleier fallen, schließt das Pförtchen und verschwindet im Schatten der hohen Palmen. Die Witwe aber wendet das thränende Auge nach der Stelle hin, wo die Tochter ihren Blicken entschwand, sinkt dann nieder aufs Knie, hebt das Antlitz gen Himmel und spricht schluchzend die Worte Davids:

„Ich schau empor nach jenen Bergen,
Wo kommt mir Hilfe her?
Vom Ewigen kommt meine Hilfe,
Der Himmel schuf und Erde!

Er läßt nicht gleiten Deinen Fuß,
Dein Hüter schlummert nicht.
O nein, er schläft, er schlummert nicht
Der Hüter Israels!

Er sei Dein Hüter, er beschatte Dich
Zu Deiner rechten Hand!
Dir schadet nicht des Tags die Sonne,
Der Mond Dir nicht des Nachts!

Der Herr behüte Dich vor Uebel,
Hüte Deine Seele!
Behüte Dich, Du gehst, Du kommst,
Wie jetzt, so alle Zeit!“

Nathanaja wandelte eiligen Schrittes dahin durch den wohlbekannten Palmenhain, von dem früher die Stadt den Namen führte (Chazian Thamar). Doch nicht ging sie den den Pfad, der links sich hinzog, sondern erstieg geradeaus den Berg, der bedeckt war mit der Fülle der köstlichsten Trauben, berühmt in Israel und Juda; brach im Gehen gar manche schwärzliche süße Beere des rankenden Weins, und erfreute sich am Gedeihen des köstlichen Surekastockes, der Beeren ohne Körner trägt. Als sie nun die Staffeln des Hügels hinabgegangen war, folgte sie dem Fußpfad, der sie bei der Höhle vorbeiführte, wo David seinen Feind Saul in seiner Hand hatte, es aber nicht wagte, Hand zu legen an den Gesalbten Gottes. Träumend folgte sie dem Wege, dachte an das heilige Gelübde, das sie gethan, an des armen Benoni Unglück, an der alten Mutter Kummer und, so ungern sie es auch gestand, an die Pracht der Gottesstadt. Als sie nun einige Stunden vertieft in Gedanken gewandelt, da empfand sie plötzlich ein Beengen der Brust, eine Schwere des Atems. Sie schaute auf und erstarrte über dem Anblick. Vor ihr lag die stille, öde Fläche des Salzmeeres; Totenstille rings umher, da sah man kein bewimpeltes Schifflein fahren, keine Flöße sich auf den Wassern wiegen, keinen Vogel an den Ufern, kein menschliches Antlitz weit und breit. Dort unten bahnte sich der Bach Kidron durch ungeheure Steinschluchten seinen Weg, schauerlich anzusehen von dem Vorsprung des nackten Felsens von Kalkstein. Kein Blümlein, kein Grashalm rings umher, nichts als der nackte, kreideweiße Boden, und dort unten in dem öligten Gewässer des Meeres furchtbare Schreckgestalten aus feurigem Bitumen, dort ein Stier ohne Kopf, hier ein Fisch mit dem Rachen der Hyäne. Das ist das Land, das der Ewige verstoßen, belegt mit seinem Fluch, Sodoms Gefilde, früher blühend und reich, nun ein verpestetes Meer, Tod und Verwesung verbreitend: der Felsen selbst, auf welchem sie stand, der Kalkstein selbst war durchdrungen von Bitumen, ein Gräuel dem frommen Mädchen, ein Werkzeug in den Händen der Zauberer und der Schwarzkünstler, ein Stein, der entzündet, zur Kohle glüht und dennoch nicht verbrennt. Und dort im Süden, dort lag ihr liebes Engedi, eine Oase in der Wüste, ein Eden mitten im von Gott verfluchten Lande, und während hier nur das Gräßliche, Entsetzliche sie umgab, winkten ihr dort freundlich die wohlbekannten Palmen der Vaterstadt. „Und dennoch“, dachte Nathanaja in ihrem Herzen, „ist es besser zu wallen an den Ufern des von Gott verwünschten Meeres, mit dem Bewußtsein, dem Unglücklichen zu helfen, als daheim zu sitzen im freundlichen Hause der liebenden Mutter und den Unglücklichen unterdrückt zu wissen neben mir.“ Sie wandte sich links und folgte, kletternd von Schlucht zu Schlucht, den vielfachen Krümmungen des Kidron, und als die Dämmerung herankam, da war sie an den Ort, wo die Grenze der Ben-

samiten das Erbteil der Kinder Judas berührt. Sie ließ den Blick umherstreifen, und als sie nirgends ein Obdach erblickte, löste sie die Schnüre des Mantels, nahm einen Stein des Ortes, legte ihr Haupt darauf, bedeckte sich mit dem Mantel und entschlief, und der Engel Gottes bewachte die reine, unschuldige Jungfrau bis die Sonne emporstieg im Osten . . .

Als Nathanaja erwachte beim Aufgang der Sonne, machte sie sich schnell auf, und nachdem sie sich vor allem im Kidron die Hände und das Antlitz gewaschen hatte, so wie es seit undenklichen Zeiten Gebrauch ist in den Ländern gegen Sonnenaufgang, eilte sie fort, denn sie wollte noch heute Jerusalem erreichen, die Friedensstadt. Und wie sie im innigen Gebet zu Gott ruhig ihre Straße einhergeht, da rauscht es in dem nahen Weidenbusche; sie schaut auf und ihr Blick fällt auf einen Löwen, der in eilender Wut die Hecke darniedertritt. Wie er die Jungfrau erblickt, rollt er das starre Auge, zieht die vorderen Tatzen zurück, erhebt die hinteren Füße, wie zum Sprung bereit, sträubt die Mähne, schlägt mit dem gekrümmten Schweif rechts und links die Hecke, daß die zarte Weide sich beugt und die Blätter ihn umfliegen, und brüllt, daß es widerhallt in dem fernen Gebirge Judas; Nathanaja sinkt nieder, schließt das Aug', denkt nur einen Gedanken, denkt an die gebeugte Mutter, und empfiehlt dem Ewigen ihre Seele.

An der Spitze kühner Männer hatte aber ein edler Jüngling schon lange die Spur des Löwen verfolgt. Im Eifer der Verfolgung von den Seinigen getrennt, erschien er in diesem Augenblicke, gesendet von dem Beschützer der Bedrängten, ein Helfer in der Not. Als er den lang gesuchten Feind anschaute, leuchtete frohlockender Mut in seinem Auge; sorgsam maß er mit forschendem Blick den Ort, wo die Mähnen des Löwen das Weiche der Brust berührten, schwang dann spielend die schwere, gewaltige Lanze vom Holze des Baumes Schittim, beschlagen mit scharfem, tötendem Eisen, wohl zwei oder drei Mal um die Hand, und mit jugendlicher Kraft schleuderte er sie auf das scharf gefaßte Ziel, daß die Waffe zischend die Luft durchschwirrte, und der Löwe, im Herzen getroffen, röchelnd zu Boden sank. Wie nun Nathanaja wieder zu sich kam und neben dem erschlagenen Löwen einen Mann erblickte, von schönem Ansehen und edler Gestalt, da verbeugte sie sich tief und sprach: „Gelobt sei der Gott Israels, der einer schwachen Jungfrau half durch den starken Arm eines gottesfürchtigen Königssohnes." Der Jüngling lächelte und sprach: „Ei, sage mir doch, Du verständige Jungfrau, woher weißt Du denn, daß ich gottesfürchtig bin und ein Königssohn?" „Ich halte Dich für gottesfürchtig," versetzte Nathanaja, „weil Du eiltest, mir beizustehen, mir, die Du nicht kanntest, und weil ich an den Ecken Deines Mantels die Schaufäden sehe, die Dich an die Gesetze Mosis erinnern sollen. Verrät nicht," fügte sie hinzu, „Dein lang herabfließendes, mit Purpur und Gold verziertes Untergewand, das hinabreicht bis auf die Sohlen der Füße, und in faltigen Aermeln Deinen Arm verbirgt, daß Du aus königlichem Blute bist?"

„Ich bin," versetzte der bescheidene Mann, „von den Kindern Israels so wie Du, liebliche Jungfrau, und das ist mein höchster Stolz. Ich fürchte Gott und ehre seine Lehre, die gleich ist für ganz Israel. Du aber, Mädchen, Du Königin unter Zions Töchtern, die Du blühst wie die Rose in Jerichos Gefilden, wie die Aloe auf Hermons Hügeln, Du, der Jehova den Weisheitsgeist verliehen, zu erkennen Verborgenes und Verhehltes, komm mit mir in meiner Mutter Haus. Ich will Dich zum Weibe nehmen nach Mosis und Israels Recht, denn ich erkenne wohl, Gott hat es so gefügt. — Doch warum sprichst Du nichts, Du frommes Mädchen? Willst Du mich nicht, so sag' es geradezu, dann muß ich meine Liebe im eignen Herzen vergraben. Liebst Du vielleicht schon einen andern Mann?"

„Nicht doch, mein Herr," sprach Nathanaja, „ich liebe weder einen andern Mann, noch mag ich es verhehlen, daß Du mir teuer geworden bist. Dank ich Dir doch das Leben, wie sollte ich es nicht gern mit Dir teilen? Aber sieh, mich bindet ein Gelübde, ohne Aufschub hinzugehen nach Jerusalem, um bei dem König Gerechtigkeit zu erflehen für einen armen Bedrängten von unsern Brüdern aus Juda. Auch habe ich daheim eine alte Mutter, die ich weder verlassen kann noch will."

Da versetzte der edle Jüngling: „Fern sei es von mir, Du gottesfürchtige Jungfrau, Dich zu verhindern, Dein heilig Gelübde zu vollziehen; denn es stehet geschrieben: „Alles, was Deinen Lippen entfährt, sollst Du vollführen." So gehe hin nach Salem, ich werde dort Dich wiederfinden. Und diese Spange nimm von meiner Hand zum Zeichen meines Versprechens, und gieb mir dagegen das Kettlein von Deinem Halse, damit ich wisse, daß Du mich nicht verschmähst. Das übrige wird Gott fügen." (Forts. folgt).

Wochen-Chronik.

Berlin, den 17. September.

* **Berliner Nachrichten.** Der Zentral-Verein für die Interessen der jüdischen Gemeinde stellt für die bevorstehenden Wahlen zur Repräsentantenversammlung folgende Forderungen auf:

1. Errichtung je einer einfachen, würdigen Synagoge für den Westen des jenseits des Leipzigerplatzes, für den Südosten zwischen Oranienplatz und Andreasplatz, für den Norden zwischen Schönhauser Allee und Chausseestraße, für den Stadtteil Moabit.

2. Dem Bedürfnis und dem Wachstum der Gemeinde entsprechend, Vermehrung der gottesdienstlichen Veranstaltungen für die hohen Feiertage zur völligen Beseitigung der in gewerblicher Absicht von Privaten eingerichteten, meist unwürdigen, das Judentum erniedrigenden Gottesdienste.

3. Entschiedene Bekämpfung aller Bestrebungen, die darauf hinzielen, die hebräische Gebetsprache aus den Gotteshäusern gänzlich zu verbannen, und den Sabbat auf den Sonntag zu verlegen.

4. Gleichstellung der jüdischen Schüler bezüglich des Religionsunterrichtes mit denjenigen anderer Konfessionen. Erteilung von Religionsunterricht an sämtlichen Schulen durch hierzu qualifizierte Lehrer. Einheitlicher, von den Gemeindebehörden festzusetzender Lehrplan und Beaufsichtigung des Unterrichts durch vom Gemeindevorstand zu bestellende Schulinspektoren.

5. Heranziehung sämtlicher, bisher noch nicht besteuerten, jüdischen Einwohner zur Gemeindesteuer durch Einschätzungskommissionen in den verschiedenen Stadtteilen, entsprechend den städtischen Einrichtungen, wodurch eine Entlastung der jetzt zahlenden Mitglieder herbeigeführt wird.

6. Geheime Wahl zur Repräsentanten-Versammlung. Be-

seitigung der bisherigen Listenwahl, nach welcher jeder Wähler 25 bis 26 Kandidaten nominieren soll. Einteilung der Wahlberechtigten in 5 Wahlkreise; jeder Wahlkreis 5 bez. 6 Repräsentanten bez. Stellvertreter zu wählen.

7. Wahrung unserer staatsbürgerlichen Rechte und energische Abwehr der gegen unsere Religion gerichteten Angriffe.

Wir kommen auf diese Forderungen im einzelnen ausführlich zurück.

— Das Kammergericht hat in einem weite Kreise interessierenden Prozesse des Vorstandes des hiesigen jüdischen Krankenhauses gegen den preußischen Steuerfiskus die Entscheidung getroffen. Die Rentier Fischel'schen Eheleute hatten dem Krankenhause eine Vermächtnis von 1000 Mark mit der Auflage bestimmt, daß das Kapital unangetastet bleiben, die Zinsen aber „zu wohlthätigen Zwecken" verwendet werden sollen. Nachdem das Vermächtnis ausgezahlt war, forderte der Fiskus von dem erwähnten Vorstande eine Erbschaftssteuer von 4 Prozent gleich 40 Mark mit dem Hinweise ein, daß nach dem Wortlaut der betreffenden Bestimmung und der darin enthaltenen Klausel „zu wohlthätigen Zwecken" die Zuwendung doch auf Zwecke gerichtet werden könne, die in den Statuten des Krankenhauses nicht vorgesehen seien. Das Landgericht I verurteilte den Fiskus zur Zurückzahlung. Die Bestimmung, daß vom Staate anerkannte milde Stiftungen von der Erbschaftssteuer befreit sein sollen, sei nach der Ansicht des Gerichts dahin auszulegen, daß solche Anfälle steuerfrei bleiben sollen, die in den Aufgabenkreis der bedachten Stiftung fallen. Hier könne die Bestimmung „zu wohlthätigen Zwecken" nur dahin ausgelegt werden, daß die Zuwendung allein nur für die wohlthätigen Zwecke des jüdischen Krankenhauses gemacht ist, denn dies ist nach seinen Statuten gar nicht in der Lage, Vermächnisse und sonstige Gaben zu anderen als statutarischen Zwecken, nämlich nur zu den in den Aufgabenkreis des Krankenhauses fallenden wohlthätigen Zwecken zu verwenden. Der Fiskus legte hiergegen Berufung ein, welche jedoch in Uebereinstimmung mit der Rechtsanschauung des Vorderrichters vom Kammergericht zurückgewiesen wurde.

— Eines der jüngsten unter den jüdischen Instituten zu Berlin, die jüdische Lesehalle, hat kürzlich das erste Halbjahr ihres Bestandes vollendet. Die Hoffnungen, denen man bei ihrer Eröffnung Worte verlieh, haben sich in vollstem Maße erfüllt. Der Besuch der Lesehalle ist ein über Erwarten zahlreicher gewesen, trotzdem die Berichtszeit zum größten Teil in das Sommersemester fiel und auch die Ferien in den letzten Monaten die Zahl der Lesenden verminderte; haben doch von 1. 3. — 31. 8. 3500 Besucher die Gelegenheit benutzt, die jüdischen Zeitungen zu lesen. Allerdings muß hervorgehoben werden, daß die jüdische Zeitungslitteratur aus der ganzen Welt in der Lesehalle den Besuchern zur Verfügung steht, es sind außer deutschen und hebräischen, englischen und französischen, italienischen und holländischen Zeitungen auch solche in spanischer, polnischer, russischer, ungarischer, und sogar mahrattischer Sprache vorhanden und der Lesende kann sich ebensogut aus jüdischen Zeitungen Nordamerikas wie Indiens oder Südafrikas über die Vorgänge im Judentum unterrichten. Es hat sich denn auch ein zahlreiches Stammpublikum herangebildet, das alle Woche ein oder zweimal zum Lesen kommt. Die erst seit kurzer Zeit bestehende Bibliothek wird auch sehr bald reichen Zuspruch erfahren und die zum 1. November in das Leben tretende Unterrichtsvermittelung darf daher auf die thätige Sympathie aller derer rechnen, welche sich als jüdische Studente nin Berlin ihr Brot erwerben. Alles in allem darf die Verwaltung der jüdischen Lesehalle sagen, daß der thätige Professor Philippson mit ihrem Erfolge zufrieden sein kann.

— Aus dem Bureau des D. J. G. B. wird uns geschrieben: Auf den Wunsch verschiedener Lehrervereine wird die Delegierten-Versammlung des zu begründenden Lehrerverbandes für Deutschland nicht am 7ten und 8ten Oktober d. J., sondern erst in den kommenden Weihnachtsferien stattfinden.

— Der Deutsch-Israelitische Gemeinde-Bund versandte zu Rosch haschanah an sämtliche Gemeinden Deutschlands den folgenden Aufruf, der wohl einer besonderen Empfehlung nicht bedarf:

In dem immer anwachsenden die Geister verwirrenden Kampfe um das tägliche Leben bietet der überwiegenden Mehrzahl der Menschen die Religion die wichtigste Waffe gegen Versuchungen aller Art. Wie verhält es sich aber mit der religiösen Unterweisung innerhalb des deutschen Judentums? Wir haben die traurige Thatsache festzustellen, daß achthundert kleine und kleinste Gemeinden des Religionsunterichtes entbehren. Dieser schreiende Mißstand ist wahrlich nicht den Mitgliedern dieser Gemeinden zur Last zu legen. Stehen doch ihre Pflichten mit ihren Kräften in solchem Widerspruche, daß die Mitglieder nicht selten bis zu 600 Prozent der Staatssteuern aufbringen müssen, um nur den dringendsten Kultusbedürfnissen zu genügen. Die jungen Leute aus solchen Gemeinden aber treten ohne religiöse und deshalb auch ohne sittliche Festigung in das Leben hinaus und fallen daher um so leichter der Versuchung zu ungesetzlichen Handlungen anheim. Wir mögen noch so sehr die Solidarität zurückweisen, die uns Juden aufgebürdet wird — sie wird uns immer wieder von außen aufgezwungen. Als schwache Minderheit innerhalb des großen Vaterlandes werden wir stets von der öffentlichen Meinung für jedes Vergehen des Einzelnen aus unserer Mitte verantwortlich gemacht werden. Aus dem Gesichtspunkte des praktischen Nutzen, mehr noch im Gefühle unserer moralisch-religiösen Pflicht müssen deshalb die mittleren und großen israelitischen Gemeinden Deutschlands für die Hebung und Verbreitung des Religionsunterrichtes bei den ärmeren Gemeinden Sorge tragen. Der Vorstand des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes hat nach Maßgabe seiner Mittel dem Uebel zu steuern gesucht, durch Sammlungen bei den Gemeinden und unter Mitwirkung privater Wohlthätigkeit ist es ihm in den letzten Jahren gelungen, hundert Gemeinden in allen Teilen Deutschlands, ohne Rücksicht auf ihre religiöse Richtung, zur Herstellung eines geregelten Religionsunterrichts, durch Aufbesserung der unzureichenden Lehrergehälter oder durch Heranziehung von Wanderlehrern zu verhelfen. Aber noch harrt die große Mehrzahl (700 Gemeinden) der Unterstützung; ihren herzbewegenden Klagen vermochten wir nicht abzuhelfen. Im Gegenteil, die Mittel, die wir zu dem gedachten Zwecke verwenden können, drohen zu versiegen. Wir erwarten daher, daß jede irgendwie kräftigere Gemeinde der deutschen Judenheit dazu beitragen wird, die große Wohlthat systematischer religiöser Unterweisung unserer gesamten Jugend zu gewährleisten.

Wohl sind wir uns bewußt, daß die Mittel, die hierfür aufzubringen sind, sehr bedeutende sein müssen. Aber im festen Vertrauen auf die bewährte Opferwilligkeit und die Einsicht unserer Glaubensgenossen im Deutschen Reiche sind wir der Hoffnung, daß es gelingen wird, das Ziel zu erreichen. Der unterzeichnete Ausschuß hat beschlossen, zu dem genannten Zwecke eine allgemeine Sammlung bei den Deutschen Glaubensgenossen zu veranstalten. Wir bitten Sie dringend, sich sowohl selbst durch eine Spende zu beteiligen, als auch unter Benutzung umstehender Sammelliste andere zu einer Gabe zu veranlassen. Die verehrlichen Gemeindevorstände, Rabbiner und Lehrer mögen die Sammellisten für diesen wichtigen Zweck bei den Gemeindemitgliedern in Umlauf setzen und durch ihr belehrendes Wort auf die Wichtigkeit der Sache aufmerksam machen. Jede, auch die kleinste Gabe wird willkommen sein. Die verehrten Sammler wollen uns ihre Sammellisten gefl. unterzeichnet mit den Beträgen einsenden. Wie früher wird auch diesmal wieder öffentlich Rechnung abgelegt werden.

*** Eine Ergänzung und eine „Rechtfertigung."**

In Sachen der schlesischen Rabbiner, deren eigentümliches Verhalten bei der Bestattung des sel. Rabbiner Dr. Wiener in Oppeln in diesem Blatte kritisiert worden ist, liegen drei

Kundgebungen vor. Der Vorstand der Synagogen-Gemeinde Oppeln schickt uns das Beileidsschreiben des Rabbiners Dr. Rippner in Glogau, „aus dessen Form und Inhalt Ihnen klargelegt werden soll, mit welcher Hochachtung der Schreiber des Briefes für den Verstorbenen erfüllt war.“ Dieses Schreiben lautet:

Einem Wohllöblichen Vorstand spreche ich mein inniges Beileid aus. Es ist mir schmerzlich, daß ich durch einen Gerichtstermin, den ich morgen um $10^{1}/_{2}$ Uhr wahrzunehmen habe, verhindert bin dem hochverehrten Manne die letzte Ehre zu erweisen. Der Tod des Dr. Wiener ist für das ganze Judentum ein Verlust, denn selbst wer ihm nicht auf allen seinen Pfaden folgte, ja sogar wer manche dieser Pfade für Irrwege hielt, hatte Achtung vor der Ueberzeugungstreue, vor dem rücksichtslosen Wahrheitsdrange des seltenen Mannes; was er für recht erkannte, das verfocht er gegenüber einer Welt von Gegnern. Und diese Festigkeit der Gesinnung war etwa nicht die Starrheit des Hochmütigen, der von seinem Eigensinne nicht ließ. Denn wer war bescheidener, nachgiebiger, von größerer Rücksicht als er, der jedem gern den Vorrang gewährte. Selbst die natürliche Ehrfurcht, die man jedem Greise, und vollends einem so gelehrten und weisen Greise gern zollte, ließ er kaum gelten. Nur wenn er mit überkommenen Vorurteilen paktieren sollte, da erwachte sein Eifer, da erhob sich sein leidenschaftlicher Widerspruch: „Gott hat die Gradheit selber an sein Herz genommen, auf gradem Wege ist noch niemand umgekommen“. Dies Wort Goethe's war gleichsam seine Lebensparole. Ein ehrlicher Mann sein, ist wenig und viel. Wiener war es in dem edelsten Sinne des Wortes. Der Feuergeist der alten Propheten loderte in ihm, die selbst vor den Mächtigen der Erde sich nicht beugte. Dabei hatte er das Herz eines Kindes, ich habe die angenehmsten und anregendsten Stunden in seiner Gesellschaft verlebt. Die Gemeinde, in der er soviele Jahrzehnte gewirkt hat, hat seinen Charakter, der dem Demant glich an Härte und leuchtender Kraft, gewürdigt und er war glücklich, daß er, der Kämpfer, mit seiner Gemeinde in Frieden lebte. Dr. Wiener wird in seiner Gemeinde, im Andenken seiner Freunde und in der Geschichte des jüdisches Geistes dauernd leben!

Als wir in Nr. 36 schrieben: „Es ist bezeichnend für die sogenannten „Reform-“Rabbiner in Deutschland, daß keiner Zeit und — Mut hatte, dem seligen Wiener einen Nachruf am Grabe zu halten“, da sahen die Eingeweihten sämtlich nach Glogau hin, da Herr Dr. Rippner der einzige schlesische Rabbiner von Ruf ist, der sich offen zur freis. Richtung im Judentum bekennt. Dieses Schreiben ergänzt unsern Bericht in Nr. 36 und erklärt das Fernbleiben des Herrn Dr. R.

Die andere Kundgebung rührt vom Verbande der Rabbiner Oberschlesiens her und ist vom Vorsitzenden, Rabb Dr. Cohn-Kattowitz gezeichnet. Sie lautet:

„Herr Rabbiner Dr. Singer in Koblenz fühlt das Bedürfnis, den Rabbinern, welche bei der Beerdigung des Herrn Dr. Wiener s. A. in Oppeln anwesend waren, ohne demselben an seiner Bahre einen Nachruf zu widmen, in der letzten Nummer einer israelitischen Wochenschrift eine Vorlesung über Anstand zu halten. Der Verstorbene gehörte unserem Verbande an, der auch bei der Bestattung durch eine Anzahl seiner Mitglieder vertreten war. Wir halten es unter unserer Würde, Herrn Dr. Singer in der von ihm angeschlagenen Tonart zu folgen, nehmen auch von seinen Auslassungen nur deshalb Notiz, um Mißverständnissen vorzubeugen und um nicht den Glauben zu erwecken, als ob unser Schweigen als Zugeständnis zu deuten wäre. Eine Verteidigung dem Herrn Dr. Singer gegenüber halten wir nicht für nötig. Wir glauben indessen bemerken zu sollen, daß nicht der extreme religiöse Standpunkt des Verstorbenen maßgebend für unser Verhalten war, sondern ausschließlich Momente örtlicher Art.“

Wir wollen Herrn Dr. Singer nicht das Vergüngen der Widerlegung dieser orakelhaften „Rechtfertigung“ rauben, und setzen sie ohne Glosse hierher. — Anders die dritte Kundgebung. Der in Mainz erscheinende „Israelit“ des Herrn Oscar Lehmann, der von so aufrichtiger Abneigung gegen unser Blatt erfüllt ist, daß er ihm lieber zehnmal Artikel in zugestutzter Fassung entlehnt, als einmal seinen Namen nennt, veröffentlicht in der jüngsten Nummer vom 24. d. Ms. eine vom 13. September datierte Zuschrift aus Oberschlesien, die sich mit dem geschätzten Mitarbeiter unsres Blattes, Rabbiner Dr. Singer aus Koblenz, beschäftigt. Von Herrn Dr. Singer wird gesagt, daß er in seinem Artikel über das Verhalten der schlesischen Rabbiner bei der Beerdigung des Oppelner Rabbiners Dr. Wiener „das ganze Schimpflexikon“ ausgepackt, das ihm „eigen zu sein scheine“, daß er „gezetert“ habe, und noch dazu „unter den ehrwürdigsten stylistischen Windungen und Wendungen“, daß er „Blödsinn“ vorgebracht, daß er wie Karlchen Mießnick oder Paula Erbswurst geschrieben, daß er „in den weitesten Kreisen rühmlichst unbekannt“ sei, daß es eine „Anmaßung“ von ihm sei, „andere Leute Anstand und Moral lehren zu wollen“ — was doch nach meinem unvorgreiflichen Dafürhalten recht eigentlich die Aufgabe eines Rabbiners ist (oder sind Sie anderer Meinung, Herr Lehmann?), und daß man mit „einem“ Dr. Singer nicht rechte. Es heißt in der Zuschrift wörtlich:

„Wenn dieser Herr (Dr. Singer) sich erdreistet, sechs deutsche Rabbiner, die in peinlichster Lage ihre Pflicht erfüllten, wie ein Straßenkehrer anzurempeln, so soll er gefälligst erst richtig deutsch schreiben lernen, so soll er Hannibal nicht mit Catilina verwechseln, so soll er sich betragen, wie es unter anständigen und gebildeten Menschen Sitte ist.“

Der durch Mut und Anmut gleich ausgezeichnete, natürlich anonyme Korrespondent des Herrn Oscar Lehmann scheint hiernach der jedenfalls mit dem Reiz der Neuheit geschmückten Meinung zu sein, daß wie ein Straßenkehrer anrempeln dürfe, wer richtig deutsch schreiben gelernt hat und Hannibal nicht mit Catilina*) verwechselt, daß ferner ein straßenkehrermäßiges Anrempeln mit einem Betragen vereinbar sei, wie es unter anständigen und gebildeten Menschen Sitte ist. Herrn Dr. Singer bleibt es selbstverständlich überlassen, auch diesem geschätzten Kollegen zu antworten, dessen Auslassungen niedriger zu hängen ich nicht habe zögern wollen.

Der „Israelit“ des Herrn Oscar Lehmann beschäftigt sich aber auch mit meiner Person und mit dem „Jeschurun“, den er nicht nennen darf und deshalb als „ein von einem ehemaligen Kantor herausgegebenes jüdisches Blatt“ bezeichnet. In der That: ich bin Kantor gewesen — auch Lehrer und Prediger, und jetzt bin ich Herausgeber des „Jeschurun“. Was sind Sie gewesen, Herr Oscar Lehmann, ehe Sie das väterliche Erbe antraten? — Nichts, gar nichts! Und was sind Sie jetzt? — Sie haben sich nicht im geringsten verändert. . . .

A. L.

---

*) Was die Verwechselung von Catilina und Hannibal betrifft, so sollte der ungenannte Korrespondent des Herren Oskar Lehmann sie nicht gar so hart beurteilen, denn — sie ist ihm selbst begegnet. Herr Dr. Singer hatte im „Jeschurun“ geschrieben: „Wie, Catilina steht vor den Thoren Roms, und Ihr beratet!“ Unser ungenannter Freund ist nun der Meinung gewesen, daß Herr Dr. Singer die vielgebrauchte Wendung „Hannibal ad portas“ im Sinne gehabt und fälschlich den agrarischen Hypothekenfeind dem geschworenen Römerfeinde untergeschoben. Das war etwas voreilig, soll aber gern damit entschuldigt werden, daß der Oberschlesische Berichterstatter des „Israelit“ nichts von Goupil de Préfeln weiß, der in einer Sitzung der französischen konstituierenden Versammlung von 1789 das unrichtige, inzwischen jedoch zum geflügelten Wort gewordene Zitat vortrug: „Catilina est aux portes, et l'ou délibère“. Wie gesagt, wir nehmen dem geschätzten Anonymus seinen Irrtum nicht übel. Wir sind dazu um so weniger geneigt, als wir weit eher erstaunt sind, das Quintanerzitat von Hannibal ihm geläufig zu finden.

* **Noch eine Separatgemeinde.** Eine orthodoxe Separatgemeinde hat sich in Magdeburg gebildet, die am Rosch haschana ihren ersten starkbesuchten Gottesdienst abgehalten hat. Gründer der Vereinigung sind die Herren A. Geiß, Gebr. Spiegel und Löwenthal. Die Herren Rabb. Dr. Hildesheimer-Berlin, Hirsch-Halberstadt und die Gemeinde Halberstadt haben je eine Thorarolle der Vereinigung geschenkt und Frau A. Geiß spendete ein schönes Parochos. — Wie wir über Separatgemeinden denken, daß wir jede Absonderung als Schwächung ansehen, daraus haben wir nie ein Hehl gemacht. Diese unsere Ansicht kann uns jedoch nicht hindern, von der Gründung solcher Gemeinden Notiz zu nehmen.

* St. **Aus Amerika.** Red. Dr. Michael Singer in New-York holte bei den einzelnen Gouverneuren der Vereinigten Staaten deren Ansicht über die Juden ein. Darauf trafen bisher folgende Aeußerungen ein: John P. Altgeld, Gouverneur des Staates Illinois, schreibt: „Die Juden im Staate Illinois gehören zu den intelligentesten, unternehmendsten und arbeitsamsten Leuten unserer Bevölkerung. Sie verhalten sich loyal unseren Institutionen gegenüber, sie sorgen für ihre Armen und Dürftigen und sind vorzügliche Bürger." — William Mac Kinley, Gouverneur des Staates Ohio, erklärt, es bereite ihm „ein Vergnügen, sagen zu können, daß die Bevölkerung des Staates Ohio unsere jüdischen Mitbürger hochachte. Die Juden Ohios sind gesetzliebend und unternehmend und bilden ein wertvolles Element des Gemeinwesens. Sie sind stets bereit, gute Handlungen zu vollziehen und an Bewegungen für die allgemeine Wohlfahrt teilzunehmen". — Edmund N. Morrill, Gouverneur des Staates Kansas, beantwortet die an ihn gerichtete Anfrage dahin, „daß die Juden so ordentlich, so gesetzliebend, so arbeitsam, so mäßig und einfach sind, wie irgend welche Klasse der Bevölkerung." — William J. Stone, Gouverneur des Staates Missouri, schreibt: „Ich glaube mit Sicherheit behaupten zu können, daß die Juden fürsorgliche, gesetzliebende, vorwärtsstrebende Menschen sind. Sie halten, die Erfüllung der Bürgerpflichten anbelangend, den Vergleich mit dem allgemeinen Durchschnitte der Missourianer wohl aus. Das Glaubensbekenntnis ausgenommen, werden die Juden kaum als eine von den anderen verschiedene Bevölkerungsklasse betrachtet. Die Juden in Missouri sind „all right", sie sind weder besser, noch schlechter als wir übrigen."

— „Die amerikanischen Juden als Patrioten". Das Buch, welches kürzlich von Herrn Simon Wolf von Philadephia veröffentlicht wurde und den Titel führt: „Die amerikanischen Juden als Patrioten, Soldaten und Bürger", besitzt, außer seinem lokalen Interesse, einen hervorragenden internationalen Wert. Es wurde geschrieben von einem Manne, der in der Lage war, die notwendigen Informationen an der Quelle zu erhalten, und ist deshalb wahrscheinlich genau, ausführlich und folglich glaubwürdig. Es enthält eine alphabetische Liste und zahlreiche Notizen über amerikanische Bürger jüdischen Glaubens, die in die Heere des Landes eingereiht wurden, von der frühesten Periode amerikanischer Geschichte bis auf die Gegenwart; eingeschlossen sind diejenigen, welche während des großen Krieges in dem Bundesheere kämpften. Das Werk enthält auch eine Reihe von Artikeln und Briefen, welche auf die in Betracht kommende Frage Bezug haben und von hervorragenden christlichen Männern Europa's und Amerikas geschrieben wurden. Der durch die Veröffentlichung erzielte Gewinn soll jüdischen Wohltätigkeits-Instituten überwiesen werden. Es wäre gut, wenn dieses Werk, von geistvollen und litterarisch-gebildeten Juden in anderen Ländern nachgeahmt würde. Es giebt keine kräftigere Waffe zum Schutze des Judentums gegen die Angriffe der Antisemiten, als ein kategorischer und streng unparteiischer Bericht über die Juden als Bürger in den verschiedenen Ländern. Die Hälfte der betreffenden Vorurteile ist bekanntlich das Ergebnis verblüffender Ignoranz und könnte deshalb leicht aus der Welt geschafft werden.

* w **Kohanim als Geschworene.** Bei einer Leichenschau, die jüngst in London vor dem Koroner (Totenbeschauer) Herrn Alfred Hodgkinson abgehalten wurde, bat ein Herr Cohen, der als Geschworener aufgerufen wurde, um Entbindung von seiner Verpflichtung. Der Koroner: „Aus welchem Grunde?" Herr Cohen: „Ich gehöre zum Stamme der Kohanim." Der Koroner: „Schön, was thut das?" Herr Cohen: „Alle Cohens werden dispensiert und wurden es stets. Wir dürfen nie einer Leiche nahekommen." Der Koroner: „Das mag Ihr Glaube sein, aber das ist kein genügender Grund für Dispensation." Herr Cohen: „O, doch. Es ist gesetzlich festgestellt." Der Koroner: „Ich habe nie davon gehört." Der Koroner's-Gehilfe: „Wir hatten früher schon viele Cohens, mein Herr, aber ein solcher Fall ist nie vorgekommen." Herr Cohen; „Das mag sein. Aber es ist einmal mein Glaube, und Sie werden sicherlich nicht wollen, daß ich etwas thue, was zu thun mir verboten ist." Der Koroner: „Nein durchaus nicht, aber ich kann nicht zugeben, daß das eine hinreichende Entschuldigung ist." Herr Cohen: „Wenn in meinem eigenen Hause ein Todesfall einträte, dürfte ich die Leiche auch nicht sehen." Der Koroner: „Gut, ich habe genug Geschworene ohne Sie und will Sie entschuldigen; nicht weil Sie das Recht haben, dispensiert zu werden, sondern nur, weil ich nicht wünsche, daß Sie meinethalb gegen die Lehren Ihres Stammes handeln." Ob eine solche Toleranz auch in Deutschland möglich wäre?! —

Hier und dort.

— Antisemitische Rohheit. Der Reichstags-Abgeordnete Dr. Sigl schreibt in seinem „Bair. Vaterland" vom 21. September: „Einem Juden, welcher die Frechheit hatte, in ein antisemitisches Wählerlokal sich einzudrängen, ist in Wien etwas sehr Unangenehmes passiert. Die Anwesenden berieten, was sie mit dem jüdischen Eindringling anfangen sollten: durchhauen oder anspucken. Endlich packten sie ihn, öffneten ihm mit Gewalt das koschere Mäulchen und spuckten ihm allesamt hinein! — Bis der wieder koscher wird! Was hatte er auch bei den Antisemiten sich einzudrängen?" — Wenn das ein „Judenblatt" geschrieben hätte!

— Am 1. September ist in Gliniany eine Baron Hirsch-Schule eröffnet worden. Während vor ein paar Jahren, wenn von einer solchen Schule die Rede war, ein Streit unter den Juden entstanden ist, sind jetzt am ersten Tage der Einschreibung 150 Knaben im Alter von 6 bis 12 Jahren in der ersten Klasse eingeschrieben worden, unter denen auch Knaben der orthodoxen Partei sich befinden. Bis heute besuchen die Schule 160 Knaben.

— Baron Hirsch arbeitet jetzt auf seinem Schloß Eichhöhe unablässig mit seinem Vertrauensmann, Herrn Dr. Sonnenfeld, an einer radikalen Umgestaltung seiner Wohlthätigskeits-Bureaux deren bisherige Leistungen ihn nicht befriedigten. Hierbei kommen ihm die Erfahrungen, welche Herr Sonnenfeld vor einigen Monaten auf seiner Reise durch Galizien, wo er Fühlung in zahlreichen Ortschaften mit den maßgebenden Personen genommen, zu statten.

— Dr. Tiktin (ein Deutscher von Geburt) dessen rumänisch-deutsches Wörterbuch letzthin durch die Regierungspresse auf Kosten des rumänischen Staates veröffentlicht wurde, wurde zum Professor der deutschen Sprache an dem neugegründeten Staats-Lyceum in Jassy ernannt. Diese für einen Juden in Rumänien ganz ungewöhnliche Ernennung ist ein Zeichen der Achtung, welcher sich Dr. Tiktin in Regierungskreisen erfreute. Die von einigen Blättern gebrachte Nachricht, daß der junge Professor zum Christentume übergetreten sei, entbehrt der Begründung.

— Eine Bau-Genossenschaft, welche die Häuser in der Rue Couprie, im 14. Arrondissement von Paris besitzt, hat eine der größten

Philanthropinnen in Paris geehrt, indem sie die Straße Rue Furtado-Heine benannte. Die Großmutter von Madame Furtado-Heine kam besonders den Armen im 14. Arrondissements zu Gute, in welchem die von ihr gegründeten und vollständig unterhaltenen Wohlthätigkeits-Institute liegen.

— Die Königin-Regentin der Niederlande hat die Ritterwürde des Ordens vom Niederländischen Löwen Herrn J. L. de Leâo Laguna, Vorsitzender des Aeltesten-Kollegiums der spanisch-portugieischen Gemeinde in Holland, und Herrn F. S. van Nierop, Direktor der Bank von Amsterdam, verliehen.

— Englische Blätter meldeten jüngst, daß der jüdische Bankier Baron Jacques de Menasce in Alexandria (Aegypten) einen Platz für die Errichtung einer protestantischen Kirche in Heluan geschenkt habe. Dieser Tage hat der Baron nun ein gleiches Geschenk für eine griechisch-orthodoxe Kirche gemacht. — Wir wiederholen die Frage: Was hat der Herr Baron für seine Glaubensgenossen gethan?

Lose Blätter.

Kol-Nidre in Spanien.

In finsterer Nacht, da sammeln sie sich
Vor spähenden Blicken verborgen,
Im tiefsten Gewölbe verrammeln sie sich
Und weinen und flehn bis zum Morgen.

Und inmitten der Hall', in der Betenden Kreis,
Steht an einem kleinen Altare
In der Hand eine Roll', ein gebrechlicher Greis
Im weißen, langen Talare.

„Ich löse die Schwüre, die ihr gethan
Durch Henkershand gezwungen,
Wir wandeln wieder die rechte Bahn,
Vom Namen Jehovah's durchdrungen;

Und Gelübde lös' ich, die ihr gethan
Von Furcht und Schrecken umschlungen,
Wir wandeln wieder die rechte Bahn
Vom Namen Jehovahs durchdrungen.

Ich nehm' euch die Sünde und jedes Vergehn,
Das ihr im Eifer begangen;
Ich führ' euch hinan zu den himmlischen Höhn
Von Jehovah's Armen umfangen."

Er schwieg, und es jauchzt dem erlösenden Wort:
„Er hat uns verziehen, vergeben,
Und nimmt man das Heute, das Dasein uns fort
Bleibt uns doch ein besseres Leben. — — —"

Sie liegen im Staub, sie weinen, sie flehn,
Bis die Sonne des Tages erschienen,
Dann gehen sie fort, um wieder dem Sohn
Und dem heiligen Geiste zu dienen.

R. Aronstamm, cand. med.

☞ Mit dieser Nr. schließt das dritte Vierteljahr des laufenden Jahrganges der „Allgem. Israel. Wochenschrift". Unsere geehrten Postabonnenten werden um schleunige Erneuerung des Abonnements beim Postamte gebeten. Unsere Expeditions-Abonnenten erhalten die Wochenschrift fortlaufend zugesandt, falls sie nicht bis zum 1. Oktober ausdrücklich abbestellt wird.

Die Expedition.

Brief- und Fragekasten.

Für die freundliche Aufmerksamkeit aus Anlaß des Jahreswechsels allerseits herzlichen Dank u. den Wunsch einer

גמר ח"ט

Die Redaktion.

— „Deborah", Cincinnati. Die Mitteilung, daß an der Rabb.-Konferenz nur 15 Mitglieder teilgenommen, hat auch in einem amerikanischen Blatte gestanden, das wir für gut unterrichtet halten mußten, nämlich in der — „Deborah". Ihre Vermutung, daß unsre aus N.-Y. datierten Berichte „in der Nähe der Gr. Hamburgerstr. in Berlin das Licht der Welt erblicken", ist unzutreffend; sie sind sämtlich in New-York geschrieben. Wenn Sie versichern, durch den Ton der Berichte auf diese Vermutung gebracht worden zu sein, so erwidern wir nur, daß es — so unglaublich dies Ihnen erscheinen mag — drüben Journalisten und Rabbiner giebt, die ein gutes und korrektes Deutsch schreiben können. Nichts für ungut!

— In einer der letzten Nummern dieser gesch. Zeitschrift wird auf den in der Verlagsbuchhandlung von J. Kauffmann, Frankfurt a. M., erschienenen, reichhaltigen Katalog „Musikalische Synagogen-Bibliothek" freundlichst hingewiesen, der, Werke von Meistern der Tonkunst enthaltend, gewiß eines jeden Freundes synagogalen Gesanges Interesse errege. Allein so löblich und anerkennenswert der auf diesem Gebiete entfaltete Eifer ist, so glaube ich doch, mit der Behauptung nicht irre zu gehen, daß mit nur wenigen Ausnahmen die Gesänge, so schön und erhebend sie auch sein mögen, unbekannt bleiben, ja häufig kaum die Schwelle der Verlagshandlung überschreiten. Und der Grund? Nicht ist es meines Erachtens in der Gleichgiltigkeit der Interessenten jüd. Musik gegenüber zu suchen. Gern würde der Kultusbeamte einer kleinen Gemeinde dieser eine neue Piece zu Gehör bringen, müßte er nicht, um dies zu können — tief in seine Tasche greifen. Er muß sich zu diesem Zwecke gleich ein ganzes — Werk anschaffen, das selten unter 10 Mark zu haben ist. Ganz anders würde jedoch meiner Meinung nach der Absatz sein, wenn sich unsere Komponisten dazu verständen, ihre Gesänge, wiedies bei den weltlichen Gesängen der Fall ist, einzeln herauszugeben. Der Kultusbeamte würde dadurch in die angenhme Lage kommen, seiner Gemeinde öfter Neues bieten zu können, das Interesse der Gemeinde am Gottesdienste würde gehoben und — der Eifer unserer Tonkünstler wäre belohnt — nicht nur pekuniär, sondern auch ideell indem ihre Gesänge Verbreitung fänden. Einzeln ist ja das hie und da geschehen, und wäre es daher im Interesse aller zu wünschen, wen n dies allgemein geschähe.

G. Levi-Colberg.

Die Annahme Clemenceau's, (Nr. 31) es müßten russische Juden tartarischer Abstammung sein, findet ihre Bestätigung durch die Geschichte. Im südrussischen Reich der Chazaren, eines alten Volkes vom uralisch-finnischen Stamm, das vom 7. bis in's 10. Jahrhundert hinein sich vom Ural bis südlich zum schwarzen Meer und westlich bis zu den Karpathen ausdehnte, waren alle Konfessionen geduldet. Juden, Christen, Moslemin und Anhänger des mittelasiatischen Naturkultus lebten friedlich nebeneinander. Die Herrscher-Familie und die Großen des Volkes bekannten sich ursprünglich zum Islam, traten aber, und mit ihnen ein großer Theil des Volkes, zum Judenthum über, nach der später noch herrschender gewordenen Staats-Maxime: Cujus regio ejus religio. (Vgl. Frähn: Excerpta de Chasaris 1821), derselbe „Ibn Foszlan" (das. 1823.)

Z.

Wochen-	Sept. 1895.	Tischri. 5656.	**Kalender.**
Freitag . . .	27	9	
Sonnabend . .	28	10	יום כפור (S. Ausg. 6,29).
Sonntag . . .	29	11	
Montag . . .	30	12	
Dienstag . . .	1	13	
Mittwoch . .	2	14	
Donnerstag . .	3	15	
Freitag . . .	4	16	

Gaben

für die Unterstützungskasse des Vereins israelitischer Lehrer Westfalens und der Rheinprovinz seit Juni a. c.

Synagogen-Gemeinde Minden 15 Mk.; Daniel Selig Dortmunder Jahrzeitstiftung 200 Mk., Legat des sel. Hrn. Löwenstein in Lübbeck 300 Mk., Lehrer Dublon-Dülmen a. e. Hochz. ge. 29 Mk., Lehrer Weinberg-Wickerath ges. 8,50 Mk., Synagogengemeinde Bonn 30 Mk., Hauptlehrer Graf-Essen f. 10 Exempl. einer Schrift des Hrn. Treu 10 Mk., Lehrer Goldschmidt-Brakel ges. 5 Mk., Lehrer Weinberg-

Vakanzenliste.

Neumackt (Schles.). Bald Rl., K., Sch. Fix. 1400, Nbk. 100 Mk. Reisek. d. Gew.

Strehlau (Schles.) Zum 1. 1. od. früher Rl., K., Sch. verh. u. kein Kohen. Fix. 1500 Mk.

Schweich (Mosel). Zum 1. 10. El., K., Sch. Fix. 700, Nbk. 200 Mk. Meld. an A. Isay Sohn.

Vakanz.

Wegen Versetzung an eine staatliche Schule ist die hies. Elementarlehrerstelle, verb. mit Kantor- u. Schochetdienst **möglichst bald** zu besetzen. Anfangsgehalt 900 M., Nebeneinnahme ca. 300 M., sowie fr. Wohnung. Es ist Gelegenheit, in einer Nachbargemeinde den Religionsunterricht zu erteilen, womit ein Einkommen von 350 M. verbunden ist. — Nur unverheiratete Bewerber wollen sich mit Zeugnisabschriften an den Unterzeichneten wenden, welcher gern bereit ist, weitere Auskunft zu erteilen.

L. Braunschweiger,
Lehrer.
Ahaus, Westfalen.

Die Stelle eines

Religionslehrers und Kantors

in unserer Gemeinde ist zum 15. Januar 1896 neu zu besetzen. Die Einnahmen bestehen in einem Fixum v. M. 800—900 p. a. freier schöner Wohnung und Gelegenheit zu nicht unbedeutenden Nebeneinkünften.

Geeignete Bewerber wollen Zeugnisse und Lebenslauf an Herrn Rabb. Dr. Singer in Koblenz oder an den unterstehenden Vorstand einsenden.

Cochem a. d. Mosel.
Der Vorstand der Synagogen-Gem.
David Mayer.

Hörter und dortiger Wohlthätigkeitsverein 10 Mk., die Rabbiner Dr. Frank-Köln und Frau, Fleck und S. Simon 30 Mk., Lehrer Katzenstein-Nieheim ges. 12 Mk., Synagogen-Gemeinde Brakel für 2 Jahre 60 Mk., Lehrer Ostermann-Bochum a. e. Hochz. ges. 10 Mk., Synagogen-Gemeinde Köln 100 Mk., durch J. Goldstein-Grevenbroich und Oberländer 19,80 Mk., aus dem Armenfond L. S. Rothschild in Köln 75 Mk., Eber f. d. Synagogen-Gemeinde Neuenkirchen 15 Mk., Synagogen-Gemeinde Linz am Rhein 12 Mk., Frau A. Treu in Münster ges. 20 Mk., Lehrer Eber-Neheim ges. 10,50 Mk., Gymnasiast L. L. in L. 0,50 Mk., Lehrer Weinberg in Hörter ges. 20 Mk., Frau D. Selig in Dortmund 25 Mk., Hochfeld f. d. Synag.-Gem. Hörter 10 Mk.

Essen, im September 1895.

Blumenfeld,
Z. Z. noch Vorsitzender &c.

Quittungsleistung III.

Für den leidenden Kollegen gingen bei dem Unterzeichneten weitere Spenden ein: Durch Kantor und Lehrer M. Slodki, gesammelt von einigen dortigen Gemeindemitgliedern 9 M. 50 Pf., durch die Red. d. Bl. von Herrn Lehrer Plaut in Grebenstein 1 Mk.

Um weitere Spenden bittet

H. S. Gelbart, Magdeburg.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94.